

Exodus – Warum viele Profs nicht in Zürich bleiben wollen
Prunkvoll – Die Villen rund um die Universität Zürich

ZS 24.09.2010
Zürcher Studierendenzzeitung
4/10

Eile mit Weile um Bildungschancen

Mit der Geburt fallen die Würfel

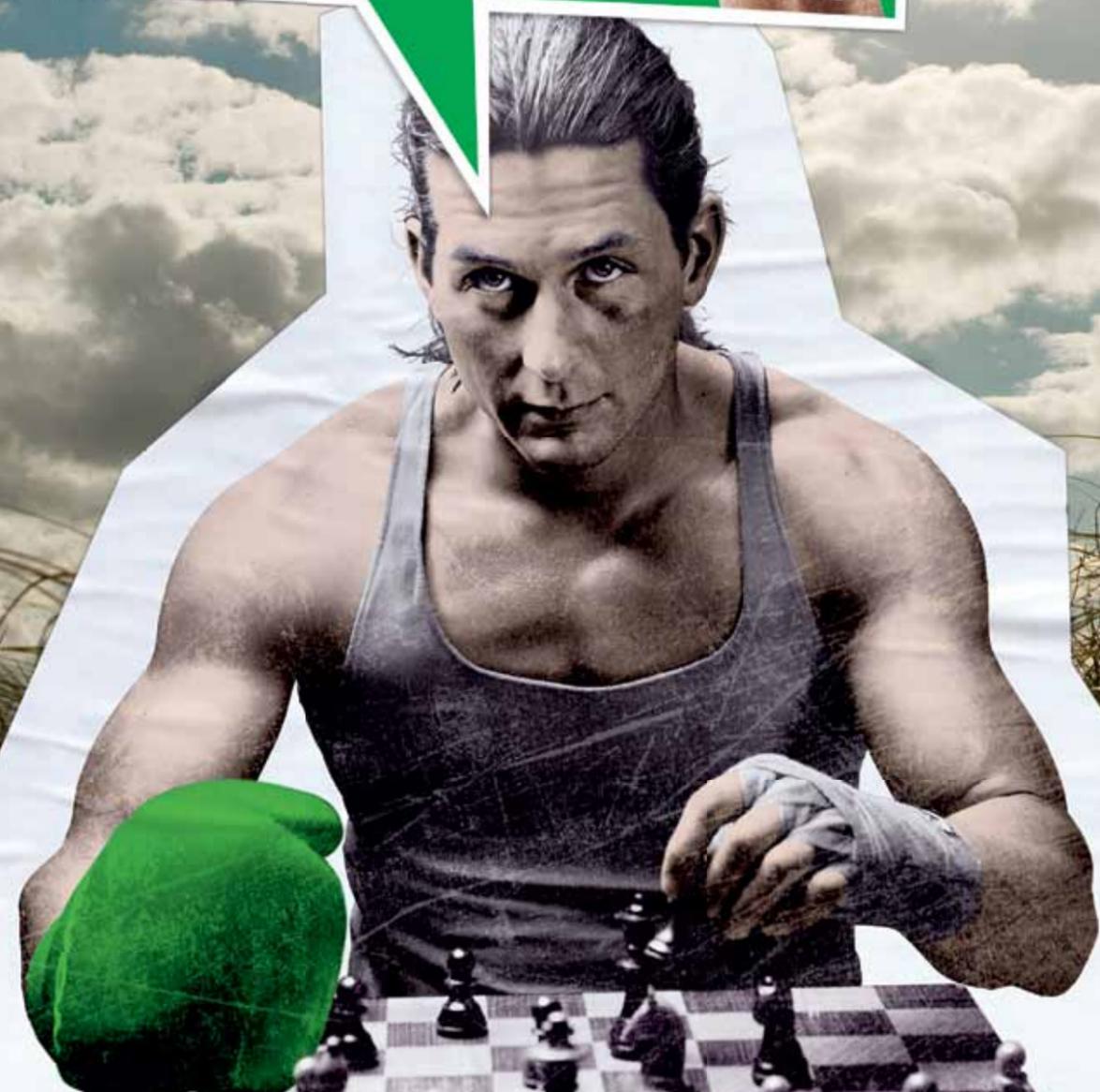


Boxen ist Schach. Schach ist Boxen.

Urs, Schachboxer & Rivellutionär

ERFRISCHE
**DEINEN
GEIST!**
MIT RIVELLA
GRÜN.

lang-lebe-anders.ch



Vo
am
Entsp
sich a

Editorial ZS #4/10 — 24.09.2010 Vorschusslorbeeren

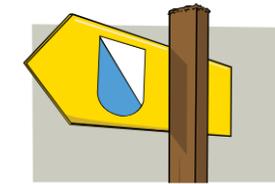
Da seid ihr nun also, ihr Erstsemestri- gen. Aus dem Seefeld und – noch schlimmer – Zollikon kommt ihr her. Die Gymiprüfung habt ihr damals nur bestanden, weil eure Eltern ihren Arsch voll Kohle haben. Sie haben euch durch die Schulzeit gepeitscht mit teuren Nachhilfekursen. Aber nehmt euch in Acht. Hier ists vorbei mit der Herrlichkeit. Jetzt werdet ihr so richtig gefordert. Es ist nicht mehr hip, wenn Mama euch mit ihrem BMW X5 zur Schule fährt. Und in vielen Hörsälen gibts keine Fensterplätze. Jetzt werden eure sozialen Kompetenzen gefordert und die messen sich nicht an eurem Facebook-Profil, das ihr auf eurem iPad betrachtet. Und schon gar nicht an der Anzahl der Kontakte in eurem BlackBerry Messenger. Wenn ihr euch nicht mit Mitstudierenden in Lerngruppen zusammenschliesst, wird es bitter. Ein kleiner Gratistipp: Schliesst euch mit den Bündnern, Aargauern, Baslern und anderen Bauern zusammen, die fühlen sich hier im urbanen Zürich nämlich genauso verloren.

Aber jetzt mal im Ernst, ganz so schlimm ist es ja doch nicht. Herzlich willkommen an der Uni und ETH! Diese Hochschulen sind der reinste Vergnügungspark, ihr müsst es nur richtig anpacken. Natürlich erwartet euch dank Bologna schon bald eine ganze Reihe von Prüfungen, in denen ihr unnützes Wissen aufs Blatt kotzen müsst. Aber hier wird euch mehr geboten, ihr müsst es euch nur nehmen. Bucht Wahlmodule, lest nebenbei – und zwar nicht nur (aber auch!) die ZS – und entdeckt den Wert der Bildung. Steht auf, wenn euch etwas nicht passt. Ruft aus, wenn euch der Professor langweilt. Ihr seid nicht nur dafür verantwortlich, wie lange ihr hier bleibt, sondern auch, wie sehr es euch gefällt. Viel Spass!

Corsin Zander, Redaktionsleiter

Inhalt

Studium	4	Kurz gefragt	37
Stura-Seite	10	Impressum	38
Mitgemacht	12	Leserbriefe	38
Duell	14	Disziplinäres	39
Thema	16		
Wo ist Waltraud?	20		
Kultur	22		
Fundgrube	25		
Den les ich, die nicht	27		
Fokus	28		
Sorgenbox	35		
Welterfahrung	35		



4–5 Nix wie weg!
Der Philosophischen Fakultät laufen die Professoren und Professorinnen davon. «Keine Panik», meint dazu der Dekan.



9 Turnhalle unter Wasser
Peinlich: Planungsfehler auf dem Höniggerberg und das Bauunternehmen ist Pleite. Der ETH ist es «unangenehm».



16–19 Chancengleichheit
Die Maturitätsquoten zeigen: Töchter und Söhne von gebildeten Eltern haben es leichter. Ein gut dotiertes Portemonnaie hilft auch.



27 Die ZS mit einer Portion Senf
Subjektiv und vorbelastet präsentiert sich die neue «Fundgrube»: Wir wissen was gut ist, und dafür stehen wir mit Namen und Gesicht.

22–24 Prunkvoll und unternutzt
Die Uni mietet zahlreiche alte Herrenhäuser. Warum sie sie am liebsten loswerden würde.



Exodus der Professoren

Einst hiess es: «Von Zürich geht man nicht weg!» Das hat sich grundlegend verändert. In den letzten fünf Jahren verlor die Uni Zürich über 150 Profs.

Geschichtswissenschaftler Simon Teuscher gehört am Historischen Seminar zu den renommiertesten Professoren. Nun kursieren Gerüchte, dass er die Uni Zürich in Richtung Wien verlassen möchte. Damit würde er sich in die Reihe von Adrian Vatter, Beate Kellner oder Philip Ursprung einreihen, welche alle im vergangenen Jahr der Uni Zürich den Rücken zugekehrt haben. In den letzten fünf Jahren haben 53 Professoren und Professorinnen der Philosophischen Fakultät die Uni auf Kosten einer anderen Hochschule verlassen. Dies entspricht knapp 70 Prozent aller Professoren und Professorinnen, die einen Ruf erhalten haben. Spielen bei dieser Abwanderung der Philosophischen Fakultät die Forschungsumstände der Uni Zürich oder eher private Angelegenheiten eine Rolle?

Dass Dozierende Angebote anderer Unis erhalten, ist ein gutes Zeichen für die Uni Zürich. Wenn sie diese dann aber verlassen, weniger. Bei der Uni herrscht aber keine Panik. Der Prorektor der Phi-

DEM RUF GEFOLGT

Adrian Vatter, von Februar 2008 bis Juli 2009 Professor am Institut für Politikwissenschaft und Inhaber des Lehrstuhls Schweizer Politik, wechselte im August 2009 an die Universität Bern.

Beate Kellner, seit September 2006 Professorin für ältere deutsche Literatur, hat anfangs 2010 an die Ludwig-Maximilians-Universität München gewechselt.

Philip Ursprung, seit September 2005 ordentlicher Professor für moderne und zeitgenössische Kunst am Kunsthistorischen Institut, hat 2009 einen Ruf an die ETH Zürich angenommen.

losophischen Fakultät, Otfried Jarren, bekräftigt, dass es neben beruflichen Aspekten für die Abgänge auch private Gründe gäbe. Dies bestätigt auch Dekan Bernd Roeck und fügt an: «Die Uni Zürich hat insgesamt wenige Abgänge.» Ausserdem gehöre sie zur Gruppe der forschungstärksten Universitäten Europas, da sei es auch nicht schwierig, gute Professorinnen und Professoren anzulocken. «Ein Beispiel unter vielen ist der Politikwissenschaftler Hanspeter Kriesi», beteuert Roeck. Doch auch er hat erkannt: «Vor zehn Jahren hiess es noch: Von Zürich geht man nicht weg. Dies hat sich verändert. Die Schweizer Unis passen sich den restlichen akademischen Welten an.» So seien Wechsel an andere Hochschulen heute keine Seltenheit mehr.

Partnerschaft statt Prostitution

Auch in Bezug auf die Finanzierung von Forschungsgeldern ist es an der Uni wie vielerorts: Werviele Drittmittel beschafft, gilt als wissenschaftlich erfolgreich. Was bedeutet, dass die Qualität der Forschung vermehrt am Erfolg in der Drittmittelbeschaffung gemessen wird.

Soziologie- und Publizistikprofessor Kurt Imhof, der im vergangenen Mai ebenfalls über einen Wechsel nachdachte, brachte es auf den Punkt: «Sanfte Prostitution» nannte er seine Arbeitsweise bei der Drittmittelbeschaffung. Die Worte blieben hängen. Kritiker fühlten sich bestätigt, andere brüskiert. «Seine Aussagen waren, salopp gesagt dumme – das habe ich ihm auch schon persönlich mitgeteilt», sagt Jarren, selbst Kommunikationswissenschaftler und Kollege Imhofs. Dass Medienexperte Imhof unüberlegte

Aussagen macht, ist jedoch eher unwahrscheinlich.

Doch Jarren weiss, wovon er spricht. Sein Lebenslauf präsentiert eine lange Liste an Publikationen und Projekten präsentiert. Seit er in der Schweiz arbeite, seien fast alle Projekte durch die UZH, Beiträge des Schweizerischen Nationalfonds oder andere öffentliche Drittmittel finanziert worden. Er habe sich daher nie «prostituieren müssen», sagt er. Forschung müsse autonom und unabhängig sein. Die Forschungsfreiheit, die «unique selling proposition» der Universitäten, werde von der universitären Drittmittelkontrolle streng kontrolliert. Jedes Projekt wird vom Rechtsdienst der Uni geprüft, für jedes muss der Prorektor seine Unterschrift darunter setzen. So wird die Forschungsfreiheit strikt überwacht.

Drittmittel in Ordnung

Von Prostitution will auch Dekan Roeck nichts wissen. Auftragsforschung sei vor allem ein Problem der naturwissenschaftlichen Fakultäten. Das könne kein Grund für die Abgänge der Professoren und Professorinnen sein. Wohl wahr. Ein Beispiel dafür sind die zahlreichen Stiftungsprofessuren der Pharmaindustrie an der Universität Basel. An der Philosophischen Fakultät in Zürich aber herrsche Partnerschaft, nicht Prostitution. Man hüte sich vor jeglicher Einflussnahme von aussen. Es wirkt so, als sei die ganze Diskussion um die schleichende Privatisierung der Forschung nur ein Ammenmärchen. Demzufolge scheinen die Forschungsumstände an der Philosophischen Fakultät keine bedeutende Rolle für die Professorenabwanderung

Immer mehr Professoren und Professorinnen kehren der Universität Zürich den Rücken.



zu spielen. Roeck fügt ausserdem hinzu, dass Geistes- und Sozialwissenschaftler in den meisten Fällen nicht um Drittmittel, sondern um Zeit verhandeln würden. Dass diese auf Grund der Überbelastung durch die Bologna-Reform knapp ist, sieht auch der Dekan ein. «Aber hier ist es nicht anders als anderswo.»

Die Uni ist sich zu sicher

Drittmittel beschaffen sich die meisten Dozierenden aus dem Schweizer Nationalfonds oder von privaten Stiftungen. Auch die Universität verfügt über Mittel, um die Forschung zu unterstützen, wobei die Universitätsleitung und die Fakultäten über das Geld bestimmen. Die Verteilung muss anschliessend durch den Universitätsrat genehmigt

werden. Über dessen wirtschaftsnahe und bürgerliche Ausrichtung weiss seit den Protestaktionen an der Uni jeder Bescheid. Ist das ein Problem? «Nein», beteuern sowohl Jarren als auch Roeck. Dass aber die Naturwissenschaften mehr gefördert würden als die Sozialwissenschaften, dem stimmt der Dekan zu. Und er ergänzt: «Forschung braucht Freiheit und Zeit. Hier könnte auch in Zürich mehr getan werden.» Ein Appell also an die Gesetzgeber, den Universitätsrat und die Universitätsleitung. Und weiter: «Ein wichtiger Punkt ist, dass die deutschen Unis konkurrenzfähig wurden». Damit sind nicht nur die höheren Löhne und tieferen Lebensunterhaltskosten in Deutschland gemeint, sondern vor allem die Möglichkeit, ein bezahltes

Freisemester zu nehmen, um sich in Forschungsarbeiten vertiefen zu können.

Ist das wirklich so? Von den Wegberufenen wollte niemand dazu Stellung nehmen. Auch Professor Teuscher nicht. Seine momentane Situation sei zu heikel. Er liess lediglich verlauten: «An der Uni Zürich ist man sich zu sicher. Man glaubt konkurrenzlos und die Besten zu sein. Aber das stimmt nicht.» ♦

RUF AN PROFS DER UZH, 2005-2009

THF	5 (5 angenommen)
RWF	6 (2 angenommen)
WWF	60 (32 angenommen)
MEF	58 (33 angenommen)
Vetsuisse	6 (6 angenommen)
PHF	67 (53 angenommen)
MNF	41 (31 angenommen)

Erster Debattierclub der ETH

Was in den USA und in Deutschland schon Tradition hat, gibt es nun auch an der ETH. Der erste Debattierclub ist entstanden.

Ich bin gespannt, was mich da erwartet. Der Debattierclub der Studierenden der ETH Zürich hat zu seinem ersten Debattierabend geladen. Schon vor Betreten des Hörsaals weisen mir die engagierten Stimmen der Clubmitglieder den Weg zum Ort des Geschehens. Richard, ein Chemieingenieur im dritten Semester, steht an der Tafel und notiert die Themen, die ihm seine Mitstreiter zurufen.

«Generell kann man jedes Thema debattieren», erklärt er mir. Meist sind das Themen aus Politik, Gesellschaft oder Kultur. Es gibt aber auch Spassdebatten mit Streitfragen, wie zum Beispiel «Das Verbot von Weihnachtsbäumen für Privathaushalte». «Die machen den Rednern und Zuhörern besonders viel Freude», erzählt Richard. Das Thema der Debatte ist jedoch sekundär, es geht viel mehr darum, das Reden, die Schlagfertigkeit und das Argumentieren zu trainieren. Alles Dinge, die im Uni-Alltag oft zu kurz kommen. Natürlich müssen sich die Debattierenden dabei an gewisse Regeln halten (siehe Box).

Heute steht das Thema Managementgehälter zur Debatte. Das Los entscheidet, welche Position die Debattierenden einnehmen müssen. Dadurch vertreten die Redner und Rednerinnen oft Meinungen, die nicht der eigenen entsprechen. So erlernt man das «Handwerk» des Debattierens: den Aufbau von Argumenten und das überzeugende Reden, sei es nun die eigene Meinung oder nicht. Mir fällt auf, dass sich nur eine Frau an der Debatte beteiligt. Ob das wohl an der tiefen Frauenquote der ETH liegt? Richard, der bereits zwei Jahre lang Debattiererfahrung in Deutschland gesammelt hat,

legt als erster Redner der beginnenden Regierung los. Er stellt den Antrag, dass alle Gehälter von Managern von DAX-notierten Unternehmen auf eine Million Franken gedeckelt werden sollen. Die Debatte hängt sich dann an den Fragen auf, ob der Status quo gerecht ist und inwiefern der Antrag Gerechtigkeit schafft.

Trotz der hitzigen Reden finde ich die Stimmung angenehm. Es geht nicht primär ums Gewinnen, sondern darum, sich gegenseitig zuzuhören und fundiert über Themen zu diskutieren. Zwar werden einige Redner laut, bleiben jedoch sachlich, persönlich verletzende Bemerkungen fallen keine. Die Debattierenden fallen sich nicht ins Wort, sondern halten sich an die Regeln. Auch geniale Zwischenfragen werden nicht einfach reingeworfen. So hat der Juror des heutigen Abends wenig zu tun. David Grotzky ist Chefjuror der Deutschen Meisterschaften 2010 und selbst erfahrener Debattierer. Er kürt die Debattierenden, die zuerst in der Opposition waren, zum Sieger. Enttäuscht ist jedoch niemand. Anschliessend gehen wir zu dritt noch ein Bierchen trinken und lassen den Abend ohne weitere Debatten entspannt ausklingen.

REGELN DES DEBATTIERCLUBS

- British Parliamentary Style
- Vier Teams mit je zwei Personen, zwei Pro- und Contra-Fraktionen zugelost
- 15-minütige Vorbereitungszeit
- Jeder Redner hat sieben Minuten Zeit, die Gegenseite rhetorisch auszustechen. Abwechslungsweise kommen alle Redner zu Wort.
- Eine Jury entscheidet über Sieg oder Niederlage.

Publireportage Adrenalin, Fun, Genuss!



Eröffne bis zum 31. Oktober 2010 ein Privatkonto Academia für Studierende und sichere dir eins von über 60 Erlebnissen!

Starte das Semester gleich mit einem grossen Erlebnis. Lass dich bei einer Massage im Spa oder mit schmackhaften Gaumenfreuden verwöhnen. Flieg selber einmal eine Cessna. Versuch dich als Schokoladentester oder erleb River Rafting vom Feinsten. Übernachte in einem traumhaften Hotel in idyllischer Umgebung oder nimm an einer Rallye teil. Diese und zusätzliche einmalige Erlebnisse erwarten dich jetzt!

Ausserdem profitierst du mit dem Privatkonto Academia von erstklassigen Dienstleistungen. Deine kostenlosen Vorteile auf einen Blick:

- Kontoführung mit Vorzugszins
- Maestro-Karte
- Kreditkarte (wahlweise MasterCard Standard, Visa Classic oder BLUE von American Express)
- Spesenfreie Bargeldbezüge in der Schweiz
- Online-Banking mit Direct Net
- Exklusive Zusatzangebote

Mehr Informationen unter:
www.credit-suisse.com/erlebnisse

Auszug aus den Bedingungen: Das Angebot ist limitiert und gilt daher nur solange Vorrat. Nur ein Gutschein pro Kunde. Ausschliesslich für Academia-Neukunden. Weitere Angebote und Informationen zur Erlebnis-Box sowie die vollständigen Bedingungen findest du unter www.credit-suisse.com/erlebnisse.



Adrenalin, Fun, Genuss!

Einfach Konto eröffnen und unvergessliches Erlebnis aussuchen.

Lass dich mit einer Massage im Spa oder mit schmackhaften Gaumenfreuden verwöhnen. Flieg selber einmal eine Cessna. Versuch dich als Schokoladentester oder erleb River Rafting vom Feinsten. Übernachte in einem traumhaften Hotel in idyllischer Umgebung oder nimm an einer Rallye teil. Eröffne einfach dein kostenloses Privatkonto Academia und schon kannst du aus über 60 Erlebnissen genau das richtige für dich auswählen. Mehr Informationen findest du unter www.credit-suisse.com/erlebnisse

SICHERE DIR EINS VON ÜBER
60 ERLEBNISSEN.
JETZT!

Studium

Text: Patrice Siegrist
Illustration: Tomas Fryscak

FIFA sponsert neuen Lehrstuhl

Der Weltfussballverband investiert in die ETH.
«Knorpel Engineering und Regeneration» heisst die von der FIFA ermöglichte neue Assistenzprofessur.

Mit fünf Millionen Franken beteiligt sich die FIFA an einem Lehrstuhl in Medizintechnik. Zehn Jahre lang will der Fussballverband jährlich 500'000 Franken investieren, wie er in einer Medienmitteilung verlauten lässt.

Die ETH zeigt sich erfreut. «Die Partnerschaft mit der FIFA ist für die ETH und insbesondere das Projekt Medizintechnik wichtig», sagt Corinna Adler, Projektleiterin Medizintechnik der ETH Zürich Foundation. Die FIFA habe als Erste in dieses junge Projekt investiert und ihm so zusätzlichen Schub verliehen.

Kritisch bleiben

Nicht so euphorisch zeigt sich Jakob Tanner, Professor für Geschichte der Neuzeit. «Die Entwicklung von privaten Investitionen an Hochschulen muss man im Auge behalten und kritisch betrachten», sagt Tanner. Grundsätzlich verteufeln müsse man sie aber nicht. Auch die SBB und die Post finanzieren Professuren.

Solche Gelder aus öffentlichen oder privaten Unternehmen würden nicht nur Vorteile bringen, sondern auch Gefahren bergen. «Der Beitrag der FIFA beträgt knapp einen Drittel. Den Rest der Finanzierung für diesen Lehrstuhl übernimmt die ETH», erklärt Adler. Dies sei ein gängiges Finanzierungssystem, welches die Forschungsfreiheit garantiere. «Dass diese garantiert ist, ist auch ein Muss», betont Tanner.

Vier Bedingungen nennt er, welche bei Investitionen aus der Privatwirtschaft erfüllt sein sollten. Erstens müsse die Freiheit in der Personalpolitik erhalten bleiben. Zweitens sollten Forschungsthemen weiterhin frei gewählt werden

Die ETH freut sich über die Millionen des Blatter-Imperiums.



können, und drittens müssten die Forschungsergebnisse weiterhin publiziert werden. «Es darf keine Geheimstudien geben», betont Tanner. Viertens müsse die Finanzierung stets transparent sein. «Aus meiner Sicht sind diese Punkte bei der Investition der FIFA erfüllt», sagt er.

ETH – Kanton Zürich 5'000'000 : 0
Trotzdem warnt Tanner vor «Mäzenatentum»: «Es gibt immer wieder Probleme mit von aussen finanzierten Lehrstühlen.» Ein Extrembeispiel sei das Adolphe-Merkle-Institut für Nanotechnologie an der Universität Fribourg. Tanner erzählt: «Herr Merkle stiftete hundert Millionen Franken und wollte dann sein Lebensprojekt verwirklichen. Er kommandierte die Forschung herum und es kam prompt zu heftigen Reaktionen und

Entlassungen.» So alarmierend ist die Situation an der ETH nicht. «Der Anteil der privaten Finanzierung liegt bei ein bisschen mehr als acht Prozent. In St. Gallen beträgt er rund 50 Prozent», so Tanner.

Ganz ohne Kritik bleibt er gegenüber der FIFA und ihrer Investition aber nicht. Der Betrag, welchen die FIFA an die meist staatlich finanzierte ETH leistet, sei relativ klein – gemessen an der ganzen Projektgrösse. Trotzdem erhalte sie für ihre Fünf-Millionen-Investition dank geschicktem Marketing eine grosse mediale Resonanz und könne so ihr Ansehen polieren. «Selbst die ZS berichtet darüber», betont er. Dies sei störend, wenn man bedenke, dass die FIFA stark von der öffentlichen Hand profitiere, aber keine Steuern bezahle. Steuern, die auch der Bildung zugute kommen würden. ♦

Studium

Text: Doris Hysek und Joel Bedetti
Illustration: Corina Ernst

Pannen, Pech und Pleite

Nach nur einem Jahr ist die neue Sporthalle der ETH am Hönggerberg schon wieder geschlossen. Schon die Bauarbeiten verliefen alles andere als glatt.

So macht Turnen keinen Spass.



Seit dem Jahrhundertregen vor mehr als zwei Monaten ist das Sport Center Science City der ETH nicht mehr benutzbar. Das Wasser sammelte sich am Käferberg und floss geradewegs in die nagelneue Sporthalle am Hönggerberg. Die Schäden gehen in die Millionen.

Der Pleitegeier kam

Das 31-Millionen-Objekt sollte ein Prestigeobjekt für die entstehende Science City sein. 12 Millionen sponserte die ZKB. Im Herbst 2006 war Spatenstich.

Doch nach weniger als einem Jahr standen die Bagger wieder still. Der Generalbauunternehmer, die Mobag AG, war pleite. Und weil die Mobag Konkurs erst dann anmeldete, als nur noch Kleingeld in den Kassen war, ist ein Grossteil der Gelder von den Bauherren

wohl verloren. Nicht so im Falle Hönggerberg, sagt Sprecher Roman Klingler. «Wir verfügen über eine Erfüllungsgarantie.» Da das Konkursverfahren noch am Laufen sei, könne man nicht sagen, ob die Versicherung sämtliche Kosten decke. «Der finanzielle Schaden für die ETH hält sich auf jeden Fall in Grenzen», versichert Klingler.

Durchblick in der Garderobe

Mit sechs Monaten Verspätung wurde die Sporthalle im März 2009 fertiggestellt. Und doch war sie immer noch nicht ganz brauchbar.

Kleine, aber ärgerliche Baumängel machten dem ASVZ das Leben schwer. Da waren erstens die Garderoben der Männer und Frauen, die jeweils gegenüberlagen. Kurz vor der Eröffnung

stellte man fest: Wenn beide Türen offen waren, fiel der Blick in die andere Garderobe genau an jene Stelle, die zum Abtrocknen nach dem Duschen gedacht war. Man wechselte die Zuteilung der Garderoben und baute zwei Pissrois um, wie ETH-Sprecher Klingler bestätigt.

Zweitens war da der Hallenboden. Wegen seiner grellen Farbe sahen die Unihockeyspieler die weissen Bälle und Banden nur mit Mühe. Sie schlugen mit den Stöcken ins Leere und strauchelten über die Seitenbanden.

Man kaufte also schwarze Bälle. «Wir markierten zudem Boden und Wände mit Linien und Figuren», sagt Kaspar Egger, Präsident des ASVZ. ETH-Sprecher Klingler meint dazu: Kinderkrankheiten seien bei grossen Neubauten nichts Aussergewöhnliches.

Von vorne beginnen

Gemäss Klingler wird die Halle erst ab der zweiten oder dritten Semesterwoche wieder geöffnet. Ob nur der aussergewöhnlich starke Regen oder auch ein Baufehler für den Wassereintrich verantwortlich war, kann man gemäss dem ETH-Sprecher noch nicht sagen. «Wir konzentrieren uns jetzt auf die anstehenden Reparaturarbeiten.» Der ETH (wir merken es während der Recherche) ist die ganze Geschichte scheinbar schauderhaft unangenehm.

Für den ASVZ ist die Zwangspause im Wachstumscampus ein Ärgernis. Einige Veranstaltungen fanden Platz in anderen ASVZ-Hallen, viele fielen buchstäblich ins Wasser. «Die Aufbauarbeit am Hönggerberg beginnt nun fast wieder von vorn», bedauert Kaspar Egger. ♦



Stipendieninitiative lanciert

Der StuRa unterstützt die Initiative zur Harmonisierung des Stipendienwesens. Über 600 Unterschriften kamen am ersten Sammeltag zusammen.

Die Stipendieninitiative soll schweizweit gleiche Bedingungen für Stipendien schaffen. Denn die Ausgaben pro Kopf variieren von Kanton zu Kanton, und diese Situation sei nicht befriedigend, sagen die Initianten. Während im Kanton Zürich 0,3 Prozent der Bevölkerung durchschnittlich 3800 Franken pro Semester Stipendien erhalten, werden in Neuenburg je 1200 Franken an ein Prozent der Bevölkerung vergeben. Diese Unterschiede sollen nun harmonisiert werden.

«Durch die Volksinitiative soll den Stipendienbezügern ein minimaler Lebensstandard garantiert werden», erklärt Deha Dursun, externer Beauftragter des StuRa für die Stipendieninitiative. Der minimale Lebensstandard orientiere sich an den Sozialhilferichtlinien und betrage zwischen 1500 und 2000 Franken pro Monat. «Bei einer Annahme müssten Bund und Kantone darüber entscheiden, wie hoch Stipendien in Zukunft sein werden und welche Bezugskriterien gelten sollen», sagt Deha.

StuRa sammelt an der Uni

Der StuRa setzt sich auch an der Universität Zürich für das Vorhaben ein. Das Sammeln hat schon am Zürich Openair angefangen. «Zusammen mit anderen Zürcher Hochschulen sammelten wir 640 Unterschriften», sagt StuRa-Präsidentin Gwendolyn Marx. Weitere Sammelaktionen des Sturas seien geplant. Er sei aber auf Unterstützung angewiesen. Deshalb möchte der StuRa Freiwillige anwerben, welche ihn bei der Jagd nach Unterschriften helfen. «Zudem werden wir das Gespräch mit den Fachvereinen suchen», betont Deha. Der Weg

Der StuRa bei der Unterschriftensammlung am Zürich Openair.



ans Ziel ist noch lang. 100'000 Unterschriften müssen innert 18 Monaten gesammelt werden, um die Volksinitiative erfolgreich einreichen zu können. «Man will die Unterschriften aber bereits in einem Jahr zusammen haben», bekräftigt Deha, damit genügend Zeit für einen allfälligen Schlusspurt bleibe.

Unterstützung von Gross- und Nationalparteien habe man derzeit noch nicht offiziell. «Ich denke, dass die Jungparteien zu einem späteren Zeitpunkt mithelfen werden», erklärt Deha. Die Jung- und Grossparteien im Kanton Zürich würden vom StuRa und den Studentenschaften der anderen Zürcher Hochschulen kontaktiert. Der Kontakt zu nationalen Organisationen ist Aufgabe des VSS. Die ersten Unterschriftenbögen wurden dem VSS bereits zugeschickt. Eine externe

Beglaubigungsstelle prüft diese nun auf ihre Gültigkeit. «So ist man immer auf einem relativ aktuellen Stand», sagt er.

Die ersten Erfahrungen beim Sammeln seien sehr positiv gewesen. Viele würden sich für die Sache begeistern lassen. «Klar gibt es auch immer ein paar, die dagegen sind», fügt Deha an. Er sei sich bewusst, dass diejenigen, welche jetzt unterschreiben, nicht zwingend an der Urne «Ja» stimmen würden. «Im Unterbewusstsein wissen die Leute schon, dass ein Zustandekommen einer Initiative noch nichts bedeuten muss», sagt Deha. Doch der StuRa zeigt sich optimistisch. Präsidentin Gwendolyn Marx sagt: «Bis zur Abstimmung ist es noch ein langer Weg, aber wir sind motiviert und überzeugt, dass wir die Initiative vors Volk bringen!» ♦

Orange Me

Gestalten Sie ein Abo so einzigartig wie Sie



Gratis-Anrufe ein Leben lang für alle unter 27 und Studenten mit Orange Young



1.-

Sony Ericsson X10 Mini
Orange Me/12 Monate
30 Min., unlim. SMS, 1 GB
Ohne Preisplan 349.-

Gültig für Neukunden mit dem angegebenen Orange Me Abo (CHF 50.-/Mt.). Exkl. SIM-Karte CHF 40.-. Solange Vorrat. Unlimitierte Produktleistungen werden zur normalen privaten Nutzung angeboten gemäss den Orange Me Produktinformationen und allgemeinen Geschäftsbedingungen. Voraussetzung für die Gewährung der Vorteile der Orange Young Promotion ist der Abschluss und unveränderte Fortbestand eines Orange Me Abos für Privatkunden. Gültig für Anrufe zu Orange und aufs Schweizer Festnetz. Mehr Infos unter orange.ch/young

Mitgemacht

Text: Manuel Zürcher
Bild: Tobias Baldauf

Spurensuche im Parkhaus

Neun Monate haben die Archäologen für die Rettungsgrabung vor dem Opernhaus Zeit. Unser Reporter gräbt mit.

Mein Arbeitsplatz ist dreckig. Saubere Kleider besitze ich fast keine mehr, denn auch in meine Wohnung hat sich der Dreck schon ausgebreitet. Die Seekreideschicht ist besonders hartnäckig.

Seit vier Monaten arbeite ich auf der Ausgrabungsstätte des zukünftigen Parkhauses Opéra. Wo ab 2012 bis zu 299 Autos stehen werden, befanden sich vor tausenden von Jahren mindestens fünf steinzeitliche Dörfer. Vieles aus der damaligen Zeit ist noch erhalten.

Ein weinender Spanier

Jeden Tag kletterte ich frühmorgens um sieben zusammen mit den 29 anderen Ausgräberinnen und Ausgräbern den staubigen Treppenschacht hinunter, vier Meter in die Tiefe. Da das Betondach des Parkhauses bereits eingezogen wurde, arbeiten wir im Dunkeln. Es ist eine fremde Welt.

Für die Untersuchung dieser Welt hat der Stadtrat einen Sonderkredit von sechs Millionen Franken veranschlagt. Für die Aufarbeitung der ganzen Kampagne werden voraussichtlich aber weitere sechs Millionen Franken benötigt.

Im künftigen Parkhaus knien Menschen – mit orangen Helmen auf dem Kopf – im Dreck und legen sorgfältig Schicht für Schicht frei. Ein Bobcat fährt

die ganze Zeit hin und her. Er schafft unseren Aushub beiseite und macht dabei einen Heidenlärm.

Die Bobcatfahrer sind Angestellte der Baufirma Implenia. Wir verstehen uns gut mit ihnen. Vor drei Wochen ging Manolo, ein kleiner, fröhlicher Spanier, in Pension. Wir haben ihn in der Znünpause verabschiedet. Er war zu Tränen gerührt. Vor einem anderen Bobcatfahrer dagegen hatte ich in den ersten Wochen etwas Respekt. Ein durchgeknallter Typ, der im Affenzahn mit seinem Gefährt durch die Gegend prescht. Inzwischen bin ich mir aber ziemlich sicher, dass er sein Fahrzeug absolut im Griff hat und auch umsichtig ist.

Keramik und Mühlsteine

Von den Ausgrabungsarbeiten sieht man auf den ersten Blick nicht allzu viel. Wir graben in vier Teams auf jeweils einem Feld. Jedes Team besteht aus einem Teamchef, einem Zeichner, einem Zuständigen für die Pfähle und liegenden Hölzer – das bin ich – und einigen Ausgräbern. Das Erlernen dieses Handwerks war meine hauptsächliche Motivation, mich für eine 100-Prozent-Stelle bei dieser Grabung zu bewerben.

Dank dem Sauerstoffmangels im Seeufersediment blieben sehr viele

Pfähle der steinzeitlichen Siedlungen erhalten und sind durch die Wissenschaft der Dendrochronologie – die Jahrringdatierung – teilweise aufs Jahr genau datierbar.

Dadurch können wir die Bäume mit gleichem Schlagdatum einem Hausgrundriss zuordnen und somit die zeitliche Abfolge der Häuser und Dörfer auf unserem Areal rekonstruieren. Neben den vielen Pfählen – bisher sind über 10'000 Stück ausgegraben worden – finden wir haufenweise Steinbeile, Silex-

klingen, Keramikfragmente, Mühlsteine und Tierknochen. Inzwischen hat sich eine gewisse Routine eingestellt.

Vermisster Schädel

Freuen würde mich der Fund des menschlichen Schädels, den wir noch vermissen. Ganz zu Beginn des Projekts, als wir erst auf einem Feld gegraben haben, fand ich nämlich ein menschliches Skelett. Ich war mit der Schaufel am Hantieren und stiess auf etwas Hartes. Ich dachte zuerst an einen Stein, von de-

nen es hier viele hat. Als ich merkte, dass es sich um Knochen handelt, hielt sich die Aufregung noch immer in Grenzen. Tierknochen finden wir fast jeden Tag. Ich legte die Knochen fein frei, worauf die Chefin eines anderen Teams sie als menschliche Hüfte und Oberschenkel bestimmte. Daraufhin begann die Suche nach dem Schädel, der aber bis heute nicht aufgetaucht ist. Solche Geschichten können mich auch jetzt noch fesseln, besonders wenn man bedenkt, dass das Skelett einiges älter als 5000

Manuel Zürcher hat sich für die Ausgrabungen fast den Rücken ruiniert.



«Ich sackte nach einem plötzlichen Stich im Kreuz in die Knie.»

Jahre sein muss. Die Grabungsarbeit ist Schwerstarbeit – eine Woche Grobgrabung mit Schaufel und Spaten spart einige Gänge zum ASVZ.

Vom Mühlstein lahm gelegt

Dass man sich auch übernehmen kann, musste ich vor vier Wochen schmerzlich feststellen. Kurz vor Feierabend wollte ich noch einen circa 20 Kilo schweren Mühlstein hinauf ins Fundlabor tragen. Ich bückte mich, hob das Ding hoch und sackte nach einem plötzlichen Stich im Kreuz in die Knie. Zehn Minuten lang konnte ich nicht mehr aufstehen.

Mit der Hilfe von Kollegen mühte ich mich an einem Schaufelstiel wieder auf die Beine und stieg unter Schmerzen die Treppe ans Tageslicht empor. Die Nacht war schmerzvoll. Auch der Morgen danach. Eine Viertelstunde brauchte ich, um überhaupt irgendwie aus dem Bett zu kommen. Ich schleppte mich zum Arzt, der mir eine Spritze verpasste und Schmerzmittel verschrieb. Nach vier Tagen konnte ich wieder zur Arbeit.

Noch die nächsten fünf Monate werde ich täglich in die Tiefe klettern. Neben der eigentlichen archäologischen Arbeit motiviert es mich, dass auf der Grabung Leute aus allen Landesteilen der Schweiz, aus sieben weiteren Nationen und aus den verschiedensten Verhältnissen ein Ziel verfolgen: das Leben der Menschen von damals zu erforschen, ihre Kultur- und Handelsnetzwerke kennen zu lernen, zu sehen, wie sie auf klimatische Wechsel reagierten, um vielleicht auch heutige Veränderungen besser verstehen zu können. Den Dreck in der Wohnung ist das wert. ◇

Duell Pizza Hawaii

Dafür

Sie ist ein Etikettenschwindel, denn mit den Paradiesinseln im Pazifik hat sie überhaupt nichts zu tun. Erfunden wurde sie nämlich in den 1960er Jahren in Deutschland. Aber mir ist das vollkommen egal. Im Land der kulinarischen Höhenflüge, Italien, wird sie spöttisch als «pizza teutonica» beschrieben. Doch mir macht das überhaupt nichts aus. Ich liebe sie! Ich mag ihren süss-würzigen Duft. Ich mag es, wie sie in meinem Mund bei jedem Bissen eine Geschmackssymphonie aufspielen lässt, sich Ananas, Schinken und Käse zu einer *mélange céleste* vermengen.

Ihre Wirkung auf uns Esser ist einmalig, von ihrem Verzehr lässt sich geradewegs auf unseren Charakter schliessen. Wir gehören zu den Unerschrockenen. Wir trauen uns was. Während sich der Durchschnittsgourmet an die schlichte und langweilige Tomatensauce-Käse-Komposition hält (höchstens vielleicht mit ein paar Pilzen oder ödem Salami belegt), wissen wir, was wir wollen: Alles. Das Extreme. Wir sind die Reinhold Messners der rot-weissen Karotischdecken, verrückte Typen, zu allem entschlossen.

Doch damit nicht genug, denn etwas macht meine Lieblingspizza zudem sehr sympathisch: Sie ist trotz ihrer Wildheit die Pizza des kleinen Mannes geblieben. Für alle gedacht, die von der weiten Welt nur träumen können, von fernen Ländern, fremden Orten. Diese Pizza bringt für wenig Geld ein bisschen Exotik in jede kalte Schweizer Stube. Bereits für 20 Franken darf sich Hans Meier ein bisschen wie im Urlaub fühlen und fremdländisches Flair erfahren. Auch wenn er sie im «Ochsen» in Albisrieden bestellt.

Zugegeben: Sie mag nicht die eleganteste aller Pizze sein, und von den meisten Leuten wird sie als Unding und gastronomische Züchtung à la Frankenstein abgetan.

Dass sie die beliebteste Pizza in Australien ist, mag vielleicht auch kein Pro-Argument sein und eher den Gegnern der Köstlichkeit in die Hände spielen. Trotzdem, ich bleibe dabei. Die Pizza Hawaii ist das beste, das leckerste, draufgängerischste und «demokratischste» aller belegten Fladenbrote. Wahlweise auch mit Dosenkirschen auf den Ananaskringeln.

Dagegen

Man könnte die Schuld an dieser unsäglichen Pizzavariante den Deutschen in die Schuhe schieben. Denn es war ein Fernsehkoch unserer nördlichen Nachbarn, der in den 50er Jahren den Toast Hawaii «erfunden» hat (böse Zungen behaupten, er habe damals nur das amerikanische «grilled spamwich» kopiert). Das Ding wurde innert Kürze allseits bekannt und ungemein beliebt. Offenbar, weil es das Fernweh der Deutschen (Ananas) mit damaligen Luxusprodukten (Schinken und Käse) geschickt kombinierte. Das muss man wissen, wenn man über die Pizza Hawaii reden will, denn diese selbst ist nur ein Abklatsch dieses Toasts. Der Zusatz «Hawaii» wurde fortan für alles gebraucht, was Hobbyköche mit Schinken und Ananas auch noch belegen konnten: Steak Hawaii, Hähnchen Hawaii, in Rezeptdatenbanken findet sich sogar eine Lasagne Hawaii (mit Bildern!!!).

Die Pizza ist ein italienisches Produkt, 200 Jahre alt, mit viel Tradition und aus gesunden Zutaten, die mediterrane Diät soll ja die gesündeste von allen sein. Dann kopiert ein dahergelaufener Fernsehkoch ein garstiges amerikanisches Sandwich und bewirkt damit, dass sich kulinarisch verkümmerte Mitteleuropäer Konservenanas auf die Pizza knallen. Übrigens werden die vom anderen Ende der Welt hierhin geschifft und für ihren Anbau der Regenwald abgeholzt.

Von der geschmacksnervenzerstörenden Komposition abgesehen, stellt die Pizza Hawaii den hungrigen Esser auch vor praktische Probleme: Wie Napalmbomben liegen die Ananasstücke auf der Pizza und explodieren glühend heiss in unseren Mäulern. Einmal reingebissen, überlagert der süsslich-saure Geschmack alle geschmacklichen Feinheiten der übrigen Zutaten. Ananas ist nun einmal eine Frucht, die man kalt als Dessert isst.

Offenbar erreicht die Pizza Hawaii ihren höchsten Marktanteil in Ländern wie den USA, Australien oder Deutschland. Nicht in Italien. In einer hübschen, gemütlichen Pizzeria mit Holzofen eine Pizza Hawaii zu bestellen, das ist etwa dasselbe wie die NZZ zu kaufen und nur «Vermischtes» zu lesen. Die Italiener wissen das. Die Italiener wissen auch, was schmeckt.

Es läuft alles auf die Frage hinaus, was denn ein gutes Gericht ist. Dafür gibt es unzählige Kriterien: Originalität, Herkunft der Produkte, Tradition, Aufmachung, geschmackliche Raffinesse, ökologische Herstellung sind diejenigen, die mir wichtig sind.

Die Pizza Hawaii erfüllt keines davon.

Von Lukas Messmer

ALLES MEINS!

MTV mobile next
Für nur 29 Franken* im Monat

Unlimitiert SMS, MMS

Unlimitiert surfen

Unlimitiert zu Sunrise Mobile telefonieren



CHF 1.-
mit MTV mobile next,
12 Monate, ohne Abo CHF 448.-

Sony Ericsson Vivaz™ pro

- Exkl. SIM-Karte CHF 40.-
- 5,1-Megapixel-Kamera inkl. Autofokus und LED-Blitzlicht
- QWERTZ-Tastatur



mobile

Sunrise

Jetzt für alle unter 26.
Überall wo es Sunrise gibt und auf
sunrise.ch/mtv oder mtv.ch/mobile

* Tarifdetails auf sunrise.ch/mtv. Das Angebot gilt bei Neuabschluss. Solange Vorrat.

Matura dank Geld und gebildeten Eltern

Wieso das Schweizer Bildungssystem gute, aber nicht gleiche Chancen bietet. Und weshalb wir in der Wahl des Studienfachs nicht ganz frei sind.

Text: Sandra Ujpétery, Joel Bedetti und Corsin Zander
Illustrationen: Philip Schaufelberger

Es ist eine eindrückliche Geschichte. Ein Mädchen aus Sri Lanka sitzt am Deutschaufsatz bei der Gymiprüfung. Sie zögert bei der Themenauswahl. «Mein Zimmer», das geht nicht – wo doch die ganze Familie einen einzigen Raum bewohnt. «Wie ich Theater spielte»? Für solche Freizeitbeschäftigungen hatte die Schülerin neben dem Helfen im Haushalt nie Zeit gehabt. Bleibt noch das dritte Thema, ein seltsames Bild mit zwei Uhren, die eine unterschiedliche Zeit anzeigen. Dieses Thema wählt sie. Und scheitert.

Das Gymnasium ist das höchste Ziel für viele junge Schülerinnen und Schüler. Oft hängt der Schulerfolg von den finanziellen Möglichkeiten der Eltern ab. Mit Geld lassen sich Vorteile und Vorteilen kaufen: Vorbereitungskurse, Nachhilfestunden, Intensiv-Vorbereitung für die Probezeit in den Sommerferien. Und dann gibt es noch Privatschulen – für Gebühren im fünfstelligen Bereich.

Aber immerhin: «Unsere Schule steht Schülern aus allen sozialen Schichten offen», heisst es auf der Homepage eines solchen Instituts. Doch dasselbe bietet nicht einmal Stipendien an.

Erfolg dank dem Bücherregal

Für den Rektor des Zürcher Realgymnasiums Rämibühl, Nicolas Lienert, sind solche monetären Vorteile aber nicht entscheidend. Wichtiger ist das banale Alltagsleben. Wenn beide Eltern voll arbeiten müssen, bleibt schlicht weniger Zeit und Energie für Aufgabenhilfe und überhaupt Aufmerksamkeit. Wie beim Mädchen aus Sri Lanka bestimmt also das familiäre Umfeld entscheidend mit, ob ein Kind den Sprung ins Gymnasium schafft oder nicht.

Kinder aus bildungsfernen Schichten schliessen viel seltener eine Mittelschule ab als Kinder aus bildungsnahen Schichten. «Bildungsnah» – ein abstrak-

ter Begriff. Urs Moser vom Institut für Bildungsevaluation der Universität Zürich hat versucht, die Bildungsnähe anhand der Grösse von Bücherregalen in verschiedenen Haushalten zu messen. Deren Ausmass korreliert tatsächlich mit dem Schulerfolg der Kinder. Und wenn sich das ändert, dann höchstens, weil bald der iPad die gedruckten Bücher in den Regalen ersetzen könnte.

Bildungsferne Eltern «aufsuchen»

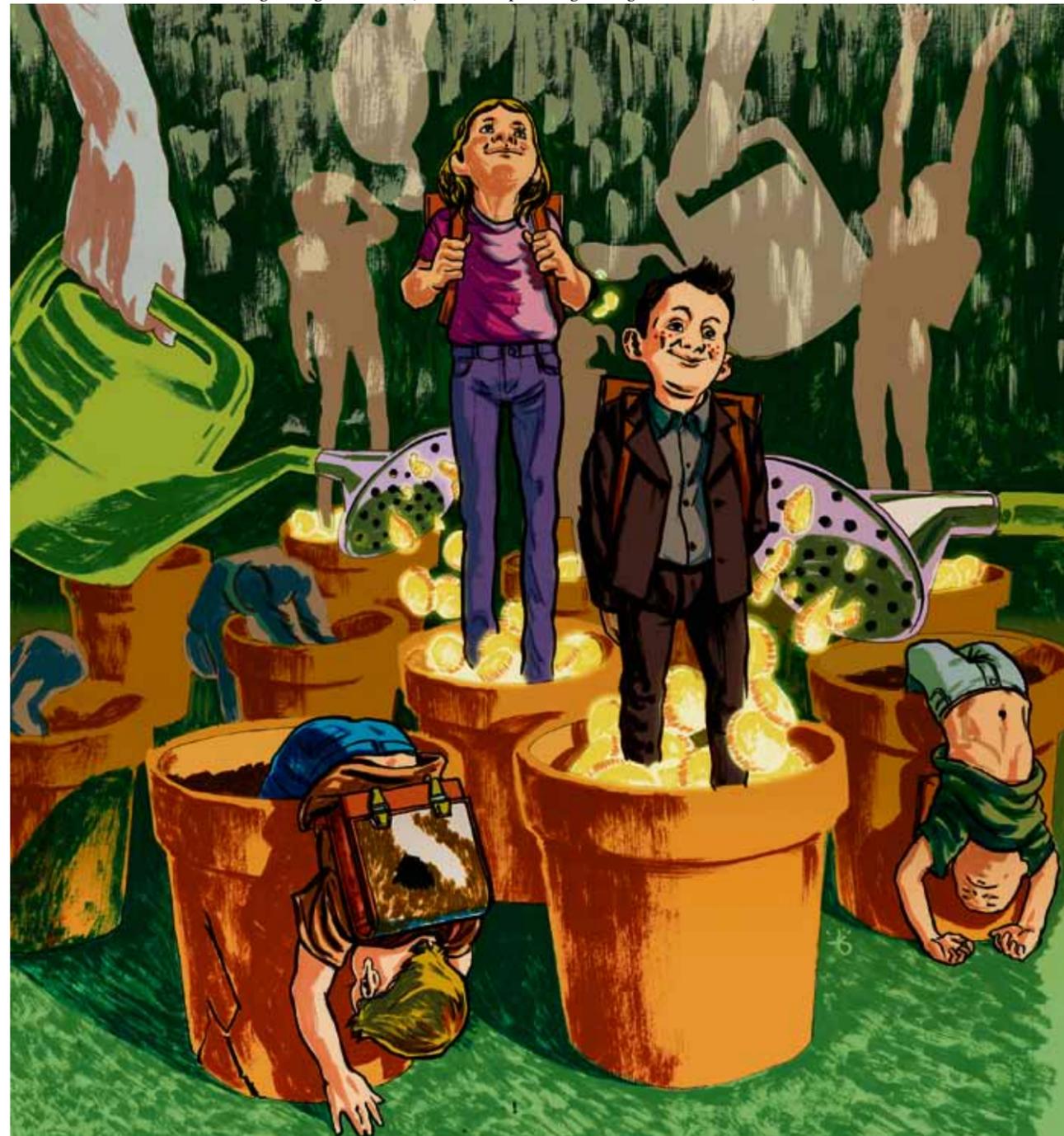
In einem bücherreichen Haushalt wird viel gelesen, belesene Eltern wissen mehr. So können sie ihren Kindern besser bei den Hausaufgaben helfen. Vor allem aber geben sie einen grösseren Wortschatz mit. Ein Kind mit einem beschränkten Wortschatz beginnt seinen ersten Schultag mit einem Rückstand, den es schwerlich wieder aufholen wird. Das Mädchen aus Sri Lanka hat ihn aufgeholt.

Doch nicht alle ihre Mitschülerinnen und Mitschüler hatten einen solch grossen Willen. Den anderen könnte eine frühe Förderung helfen. Doch diese wird vorwiegend von Eltern aus der Mittelschicht genutzt. Ein Teufelskreis: Bildungsferne, welche am meisten profitieren könnten, nutzen heute solche Angebote am wenigsten. In der Stadt und im Kanton Zürich gibt es daher verschiedene Projekte für «aufsuchende Familienarbeit», um diese Eltern zu erreichen und zu informieren.

Traumberuf Automech

Die Erwartungen der Eltern und Kinder werden auch vom Umfeld geprägt. Darum sind die Gymi-Quoten auch in ländlichen Gebieten tiefer. Dort ist das Ge-

Wenn die Eltern Geld haben und gut ausgebildet sind, haben die Sprösslinge eine grössere Chance, die Matur zu bestehen.



werbe stark verankert, und auch Nichtakademiker, die nicht bildungsfern oder arm sind, geben einer Berufslehre den Vorzug. Andelfingen hat die tiefste Gymiquote im Kanton Zürich, doch da kommt keine Alarmstimmung auf: Der Klassenbeste der Sek möchte Auto-Mechaniker werden. Akademiker-Eltern akzeptieren eine solche Entscheidung seltener.

Wenn schon die Grosseltern den akademischen Bildungsweg beschritten haben und die meisten Kollegen auch an die Kanti wechseln, dann bedeutet die Sek

sozialen Abstieg. Selbst wenn es nicht offen ausgesprochen wird: Eine Lehre steht schlicht nicht zur Diskussion. Viele Akademiker hinterfragen nie, ob das Gymi ihrem Kind am besten liegt. Gymnasialquoten von über 50 Prozent am Zürichberg und in den Seegemeinden kommen mit viel Druck zustande. Dies vermutet auch Thomas Bernet, Rektor des Freien Gymnasiums Zürich: «Normal wären vielleicht 30 Prozent.»

Der Druck lastet jedoch nicht nur auf den Kindern, sondern auch auf den

Lehrerinnen und Lehrern. Lienert, Rektor des Gymnasiums Rämibühl, hat eine Zunahme von Rekursen wegen der Aufnahmeprüfung festgestellt. «Das sind Pauschalrekurse. Da merke ich gleich: Jemand probiert es einfach.» Lienert merkt an, dass es für Schulen und Richter viel heikler wäre, wenn Leute wegen sozialer Benachteiligung rekurrieren würden.

Die Eltern des sri-lankischen Mädchens hätten also durchaus Erfolgchancen gehabt. «Aber so etwas hatten →

DAS PROGRAMM «CHAGALL»

Mit dem Programm «ChagALL» fördert das private Gymnasium Unterstrass talentierte Sekschüler mit «Migrationshintergrund», deren Eltern sich kein Lernstudio leisten können. Sie werden für die Prüfung ans Kurzgymi vorbereitet. Im ersten Jahrgang bestanden fünf von elf, im zweiten bereits neun. Rektor Jürg Schoch erzählt, wie die Projektleiter dazugelernt haben: «Es ist schon ein Erfolg, wenn einer aus der Sek B in die A aufgestuft wird oder dank der Förderung eine gute Lehrstelle findet.» Es gebe aber auch bildungsferne Eltern, die ihre Kinder ins Gymi pushen – «dabei ist das Programm für Schüler gedacht,

die das aus eigenem Antrieb wollen.» Das andere Extrem seien geradezu «bildungsfeindliche» Eltern, die nicht mal die Briefmarke für eine Lehrstellenbewerbung zahlen wollen. Da könne man gar nichts tun.

Momentan hilft «ChagALL» zwölf Schülerinnen und Schülern bei der Prüfungsvorbereitung. Schoch wünscht sich, dass es noch viel mehr werden, dass es zum Modell für die ganze Volksschule wird. Bis dahin sei es aber noch ein weiter Weg. Die Mittel sind knapp, und man hat sich neben den Begabten ja auch um diejenigen zu kümmern, die schon mit Lesen und Rechnen Mühe haben. [suj]

Für viele Kinder aus Arbeiterfamilien ist die Maturität in weiter Ferne.



«Für einen Anwalt hätten die Eltern des Sri Lankischen Mädchen wohl kaum Geld gehabt.»

wir noch nie», räumt Lienert ein. Dafür haben Eltern anderswo auch schon mit dem Anwalt gedroht.

Doch nicht nur die Angst vor Anwälten motiviert die Lehrkräfte, gewissen Kindern bessere Noten zu verteilen. Sie sind nicht frei von Vorurteilen. Nur so lasse es sich erklären, dass neun von zehn Schweizer Kindern mit der Durchschnittsnote von 4,5 in die Sek A eingestuft werden, während das die Lehrerinnen und Lehrer nur jedem dritten Schüler mit kosovarischem Migrationshintergrund zutrauen, erzählt Jürg Schoch, Rektor des Gymnasiums Unterstrass.

Als Folge davon überschneiden sich die Leistungen in Sek A, B und Gymnasium stark. Und von den Neuntklässlern aus «benachteiligten» Familien, die in Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften sehr gute Leistungen erbringen, ist weniger als die Hälfte in einem Gymnasium.

«Geld, das wir nicht haben»

Selbstverständlich gibt es aber auch viele Lehrkräfte, die ihre Schüler fördern. Sie können die finanziellen, sozialen und psychologischen Nachteile etwas abschwächen. Könnte das ganze Schulsystem den benachteiligten Begabten besser entgegenkommen? Nicolas Lienert befürwortet eine acht oder neun Jahre dauernde gemeinsame Schule. Doch auch er wendet ein, dass ein solcher Systemwechsel gut vorbereitet sein müsste und genügend Ressourcen bräuchte – das sei derzeit ohnehin nicht gegeben. Dem Schweizer Bildungssystem zugute halten kann man aber, dass

es nach der ersten Zäsur am Ende der Primarschule noch zahlreiche andere Wege gibt, um später an einer Hochschule studieren zu können. Auch nach der obligatorischen Schulzeit bieten die kantonale Matur für Erwachsene

(KME), Berufs- und Fachmittelschulen, Fachhochschulen und Passerelle neue Chancen zur Ausbildung.

Während beim Übertritt ans Gymnasium das Geld, das soziale Umfeld und der Druck der Eltern eine entscheidenden

de Rolle spielt, wird beim Übertritt an die Hochschule die familiäre Situation bedeutend. Dann nämlich, wenn es um die Wahl des Studiengangs geht. Das zeigen die Resultate der Studie «Soziale Lage der Studierenden 2005.»

Die Studie belegt auch, dass sich diese «Selbstrekrutierungsquote» von Fach zu Fach in unterschiedlicher Stärke zeigt. Am höchsten ist sie bei den Theaterstudierenden: Sie haben zu fast 60 Prozent einem Akademikerstammbaum. Am zweithöchsten ist sie bei den Medizin- und Pharmakologiestudierenden: Mehr als die Hälfte ihrer Eltern verfügen über einen Hochschulabschluss. Bei den Geistes- und Sozialwissenschaftlern sind es weniger als 40 Prozent.

Interessant ist auch der Blick über die Uni-Grenzen auf die Fachhochschulen. Grundsätzlich bestätigten die Resultate die Vermutung, dass älteren Fachhochschüler in der Tendenz niedrigeren sozialen Schichten entstammen und mit Berufs- oder Erwachsenenmatur hochschulreif geworden sind. Die Abstufung nach Studiengängen ist auch hier vielsagend: Bei den Sportstudierenden nur etwa fünf Prozent Akademikereltern, auch Fächer wie Architektur, Chemie, Technik und soziale Arbeit sind mit unter 20 Prozent typische Aufsteigerfächer.

Keine klare Antwort

Auf subtile Weise bestimmen das Milieu und der Beruf der Eltern sogar die Studienwahl des Zöglings mit. Die Beobachtung, dass Arztkinder oft in die Fussstapfen ihrer Eltern treten, ist in Deutschland

«Auf subtile Weise bestimmen das Milieu und der Beruf der Eltern sogar die Studienwahl des Zöglings mit.»

statistisch untersucht worden. Die dortigen Bildungsforscher massen die Selbstrekrutierungsquote bei den Medizinern kurz nach der Jahrtausendwende bei 25 Prozent.

Wie subtil dieser Prozess vor sich geht, wurde dem Bildungsforscher David Krieger bewusst, als er die Studierenden fragte, wieso sie sich für das selbe Studium wie ihre Eltern entschieden hatten: Sie wussten keine Antwort. Krieger schrieb in einer 2002 erschienenen Studie, dass die Gründe, die dazu führen, «nicht im Lichtkegel des Bewusstseins liegen.»

Aufsteiger sind unabhängiger

Mit dem freien Willen ist es, zumindest in der Studienwahl, also nicht weit her. Was die Bildungsforscher nicht messen, sondern nur vermuten können, ist, dass Studierende ohne studierte Eltern bei der Wahl freier sind. Sie sind in der Regel aufgrund ihres höheren Alters und der finanziellen Eigenständigkeit von den Eltern unabhängiger. Und sie müssen keine Traditionen weiterführen. Arbeitereltern dürften in den meisten Fällen wohl stolz sein, dass das Kind überhaupt studiert.

Freuen dürfen sich auch die Eltern des tamilischen Mädchens, das an der Gymiprüfung den Aufsatz vermasselte, weil es kein eigenes Zimmer hatte. Denn sie konnte noch an die mündliche Prüfung – und bestand ohne Mühe. In diesem Sinne lässt sich das Beispiel auch positiv lesen: Es ist möglich. Auch ein sehr benachteiligender Hintergrund muss einen Aufstieg durch Bildung nicht verhindern. ◊

KOMMENTAR

Wir haben es an die Uni geschafft. Wir sind die Bildungselite. Wir haben das Ziel erreicht. Kaum in einem anderen Land ist der Zugang zur Bildung so frei wie in der Schweiz. Eine bestandene Maturitätsprüfung ist bereits die Eintrittskarte zu allen Hochschulen im Lande. Das ist gut und wichtig.

Die Bildung ist der bedeutendste und nachhaltigste Rohstoff der Schweiz. Ebenso wichtig ist es, dass alle eine faire Chancen haben, dieses Ziel zu erreichen. Wo das nicht der Fall ist, muss daran gearbeitet werden, bis die Chancengleichheit hergestellt ist. In dieser Debatte geht aber oft vergessen, dass die akademische Ausbildung nicht einfach der Königsweg und die sogenannte Bildungselite nicht das Nonplusultra ist. Wir müssen keine Kinder zu ihrem Glück zwingen.

Die zahlreichen Förderungsprogramme fördern nicht immer die Zufriedenheit der Schülerinnen und Schüler. Schon im frühen Kindesalter orientieren wir uns an Ranglisten, bereits die ABC-Schützen sind einer Notenskala unterstellt. Erfolgreich ist, wer auf einer Skala von 1 bis 6 möglichst weit oben steht. Erfolgreich ist auch, wer viel verdient.

Höchstes Qualitätsmerkmal ist der Grad der Bildung. Wer keine Hochschule besucht hat, bildet sich im Beruf weiter, um höher nach «oben» zu kommen. Die Wege weiter «unten» sollten mehr wertgeschätzt werden. Der Gang durch das Gymnasium an die Uni ist einer von mehreren gleichwertigen Pfaden. Die Kinder sollen nicht zum Glück geführt werden, sondern es selber finden. [zac]



Wo ist Waltraud?

Finde Waltraud und ihre verlorenen Gegenstände in der Mensa in Oerlikon!



Hornbrille
Ohne Brille ist Waltraud fast blind. Suche ihre Sehhilfe, damit sie erkennt, ob sie Pesto oder Tomatensauce zum Zmittag isst.



Studienliteratur
Waltraud ist nie ohne ihre liebsten Reclambüchlein unterwegs. Leider hat sie diese in Oerlikon verloren.



Rote Ledertasche
Es wäre eine Schande, wenn Waltraud ihre Secondhand-Ledertasche nicht wiederfinden würde.



Kamera
Waltraud schiesst gerne Fotos. Doch auch die Kamera ist weg!



Regenschirm
Die wasserscheue Waltraud will jederzeit für überraschende Regengüsse gewappnet sein und hat immer ihren Schirm dabei. Wo hat sie ihn bloss verlegt?

Zu Besuch bei den Royals

Die Schweizer Soul-Funk-Band Loufonq hat in den USA ihre neuste CD aufgenommen. Dabei lebten sie in einem Hippiedorf.

Hatfield, Massachusetts. Dank GPS finden wir den Ort, der für die nächsten dreieinhalb Wochen unser Lebensmittelpunkt wird. Nichts weist auf grosses Musikbusiness hin. Hatfield, eine typische Kleinstadt in New England, scheint vor allem aus Wald und Hügeln zu bestehen.

In freudiger Erwartung beziehen wir unser Haus in einem idyllisch am Deerfield River gelegenen Hippiedorf, eine halbe Autostunde vom Studio entfernt. Wir sind hier bereits das Dorfgespräch.

LOUFONQ – THE HAPPY FEW

«To the Happy Few» ist das zweite Studioalbum von Loufonq und wurde von Alan Evans von Soulive (Royal Family Records) produziert. Die 13 neuen Songs werden durch nationale und internationale Gastmusiker wie Eric Krasno (Gitarre), Sam Kininger (Alto Sax), Nefew (Rap), Marina Trulec (Gesang) und Dave Feusi (Tenor Sax) bereichert.

Das Album kombiniert die dynamische Ausstrahlung der Band mit einer «state of the art»-Produktion durch einen der Grossen des Genres. Mit «To the Happy Few» gelang der Band eine stimmige CD, die tichte Grooves, funky Horns, grossartige Solos und energetischen Gesang miteinander verbindet.

Das hat uns der Besuch im lokalen Pub schnell klar gemacht. Eine Gruppe dieser Grösse und Herkunft scheint den Bewohnern sonderbar vorzukommen. Aber wir sind auch knapp zu zehnt unterwegs: die Band Loufonq, Freundinnen, Frauen und – der goldene Sonnenschein im Zentrum aller Aufmerksamkeit – Maya, das Baby unseres Bassisten.

So treffen wir mit der ganzen Familie in den Playonbrother-Studios von Alan Evans ein. Alan ist der Schlagzeuger und Produzent unserer Lieblingsband Soulive. Die erste Begrüssung fällt freundlich, aber zurückhaltend aus. Haben wir ihn mit unserer Präsenz überfahren? Kaum. Es zeigt sich bald, dass er sich das gewohnt ist. Alan ist einfach nur wahn-sinnig cool und relaxt – und stets mit Leib und Seele bei der Arbeit. Er stellt sich immer ganz in den Dienst der Band und weiss, dass letztlich der Kunde König ist: «Whatever you wanna do, man!»

Home base des eigenen Labels

Dass sich eine solche Gelegenheit für eine Schweizer Band ergibt, hat viel mit den Umwälzungen des letzten Jahrzehnts in der Musikbranche zu tun. Alan hat mit Soulive in den letzten zehn Jahren nahezu alle Stationen einer möglichen Bandbiographie durchgemacht.

Die Band startete als Projekt: Alan nahm mit seinem Bruder Neal (Hammondorgel) und Eric Krasno (Gitarre) an einem Nachmittag eine CD auf. Diese war so erfolgreich, dass Blue Note, das renommierteste aller Jazz-Labels, die drei Musiker unter Vertrag nahm. Es folgte zudem eine Zusammenarbeit mit Concord/Stax, woraus insgesamt über ein Dutzend Alben hervorgingen.

Im Jahr 2009 dann die Zäsur: Die Band und ihr Umfeld gründet das eigene Label «Royal Family Records» und spielt in Alans Studio das erste Album «Up Here» ein. Seit da läuft vieles bei Soulive und den Nebenprojekten der Bandmitglieder über Alans Studio. Sei es nun das Lagern des gesamten Band-Materials,

die Aufnahmesessions oder der Mixing-Prozess. Diese neuen Möglichkeiten des Eigenvertriebs verschaffen uns die Gelegenheit, mit internationalen, professionellen Infrastrukturen und Musikern zusammenzuarbeiten.

Arbeiten im familiären Umfeld

Alans Studio ist ein kleiner Familienbetrieb. Das Management übernimmt seine Frau Kim, und seine Kinder Kalen und Leila lenken sich während ihren Schulferien gerne bei uns mit verschiedenen Spielen ab. Aber auch musikalisch hat sich mit dem eigenen Label ein Freundeskreis organisiert, der sich jederzeit auf den jeweiligen Alben und Live-Konzerten aushilft und gegensei-

tig anregt. Für unser Album dürfen wir neben Alan auch auf die Unterstützung von Eric Krasno und Sam Kininger zählen. Sam ist eigens für die Mitarbeit an einem Song mit dem Auto nach Hatfield angereist und begeistert uns mit seinen lockeren Sprüchen und seinem Solo.

Bei Alan dreht sich vieles um den «vibe». Sei es, dass er sich durch manche kuriosen Ideen von uns angestachelt fühlt und plötzlich Aufnahmen in und von seinem Saab macht oder dass er sich geduldig Zeit nimmt und alles mit einem ungezwungenen «right on» quittiert. Er arbeitet deshalb mit möglichst simplen Arbeitsschritten, als ob er noch – wie früher – auf Tonband aufnehmen würde. Er vertraut auf den Sound seines

Aufnahmerraums und das authentische Instrumenten- und Aufnahmematerial – old school eben. Dem «vibe» gehen wir auch ausserhalb des Studios nach: Unsere Freizeit verbringen wir mit Burger-Essen, Baden im Fluss und Barbecues im Garten hinter dem Haus im Hippie-Dorf. Neben all dem ist es uns auch gelungen, ein Album auf die Beine zu stellen, mit dem wir sehr zufrieden sind. ◊

Die CD-Taufe ist am 15. Oktober 2010 im Moods Zürich.

Näheres zum Aufenthalt und Fotos finden sich auf:

www.tiny.cc/Loufonq

Infos zur Band: www.loufonq.ch

Video-Tour durch Alan Evans Studio:

www.tiny.cc/AlanEvans





Sage & Schreibe
Lesungsreihe

Lesungen sind doch nur was für die langweiligen Anhänger von Mainstreamautoren oder Altphilologen und Germanistikprofessoren. Lesungen sind nicht cool. Und ausserdem: Weshalb sollte man an eine Lesung gehen, wenn man doch die Texte auch selbst lesen kann?

Autorin Nora Zukker kämpft, um solche Vorurteile gegenüber Lesungen abzubauen. Als Fräulein Zukker bildet sie zusammen mit Barbara Lussi und Michael Kuratli «Das dubiative Drittel» und bietet die Lesungsreihe «Sage & Schreibe» im Revier-Club in Zürich an. «Sage & Schreibe» ist aber nicht nur als Breitseite gegen obige Vorurteile gedacht, sondern aus der Liebe für das Geschichtenerzählen entstanden. Der Name ist dabei Programm, denn die Texte werden nicht nur von Nora Zukker geschrieben, sondern eben auch vorgetragen, gelegentlich auch musikalisch oder durch «Das dubiative Drittel» begleitet und ergänzt. Da das Publikum teils auch aktiv einbezogen wird, bietet sich den Besucherinnen und Besuchern ein Einblick in den Entstehungsprozess eines Textes. Lesungen sind eben doch nicht so uncool. So darf das Publikum auch durch eigene Sätze den weiteren Verlauf der erzählten Geschichte lenken.

Die verschiedenen Lesungen finden dabei nicht zu einem zusammenhängenden Thema statt, sondern bilden jeweils abgeschlossene Blöcke. Inhaltlich sind sie breit gestreut, so dass für jeden und jede (mindestens) etwas dabei ist. Wer also gerne einmal einen Blick in das Schaffen einer Autorin werfen, sein eigenes literarisches Talent testen oder schlicht den Tag bei einer schönen Geschichte ausklingen lassen möchte, findet dazu noch bis Ende November Gelegenheit. [nic]

Wann: 5. Oktober, 19. Oktober, 2. November, 30. November
jeweils ab 20:30
Wo: Revier, Zürich
Mehr Infos: www.revierclub.ch
oder www.norazukker.ch



Na Putu
Film

Sarajevo, die pulsierende Hauptstadt Bosniens, birgt als Schmelztiegel gegensätzlicher Kulturen viel Energie in sich. Hier werden die Feste ausgelassen gefeiert, und doch bleibt am Ende ein schaler Nachgeschmack. Der Krieg ist zu präsent, als dass sorgenlose Freude Platz hat. Trotz dieses Schauplatzes ist in «Na Putu», dem neuen Film von Jasmila Zbanic, von Hektik keine Spur. Die bosnische Regisseurin räumt ihren Szenen viel Zeit ein, dadurch gewinnt der Film an Ruhe.

Das Liebespaar Luna und Amar hat es geschafft. Es führt ein Leben voller Freiheit. Als Flight Attendant ist Luna viel unterwegs, und Amar trinkt gerne über den Durst. Ihre Liebe ist unbelastet, offen und ehrlich. Dann trifft Amar auf Bahrija, seinen ehemaligen Kameraden aus dem Krieg, und sein Leben verändert sich grundlegend. Er hätte ihn kaum wieder erkannt: Mit langem Bart und Takke auf dem Kopf verweigert Bahrija Luna den Handschlag. Er hat den Weg zu Allah gefunden. Amar ist fasziniert von Bahrijas Gottesfurcht. Je mehr er selbst zum Gläubigen wird, desto weiter entfernt er sich von seiner Geliebten. Diese begegnet ihm kühl und reserviert. «Komm zurück», ruft Amar, als sie ihn verlässt. Luna ist hin und hergerissen. Sie liebt Amar, spürt aber je länger je mehr, dass sie von Allah aus seinem Leben verdrängt wird. Luna ist dafür zu emanzipiert und weiss, dass der Graben zwischen ihnen zu gross geworden ist. «Komm du zurück zu mir», antwortet sie und macht kehrt.

Der Krieg liegt wie ein Schatten über seinen Kindern, die Geborgenheit suchen. Amar findet sie bei Allah, Luna verliert sie mit Amar. Der Film ist voller Gegensätze, wie sie auch die bosnische Sprache in sich trägt. Mal roh, herb und dann wieder poetisch. [zac]

Wann: Ab 7. Oktober
Wo: Arthouse-Kinos



S'hät solangs hät
Comedyshow

Wir kennen ihn alle, den alltäglichen Wahnsinn. Aber keiner betrachtet ihn so genau wie Herr Hürzeler. Freunde haben ihm geraten, den ganzen Schwachsinn, den er von sich gibt, aufzuschreiben. Bekannt wurde er durch seine Nonsense-Briefe an Behörden und Prominente. So entstanden schon viele Bücher und allerlei absurde Produkte. Der gebürtige Basler lebt schon seit vielen Jahren in Zürich. Nun zieht er mit seinem Unsinn auf die Bühne.

Sogar schon der Ursprungsort des Dadaismus, das Cabaret Voltaire, lud ihn ein, eine Woche ganz nach seiner Lust und Laune zu gestalten. Auf diesem Weg und durch zahlreiche Lesungen seiner Bücher kam er dazu, ein Stand-up-Comedy-Programm auf die Beine zu stellen. In diesem behandelt er Themen des Alltags. Dabei präsentiert er seinem Publikum mit Vorliebe Szenen des alltäglichen Wahnsinns. Anekdoten aus dem Tram, dem Coop oder Restaurant, alles Situationen, in die sich jeder-mann hineinversetzen kann.

Manchmal geht er rückwärts und isst dazu einen Nussgipfel. Er findet es lustig. Und genau darum geht es, aus dem Altbekanntem etwas Besonderes zu machen und Spass daran zu haben. Inspiration holt er sich auf der Strasse, und dieser spontane Humor macht ihn aus. Herr Hürzeler findet den Alltag schon verrückt genug, aber am liebsten verdreht er ihn, um ihn so noch verrückter zu machen. «Waren Sie schon mal auf einer Lehrertoilette? Gibt es eine Lehrertoilette nach dem Tod?» Die wichtigen Sachen im Leben beschäftigen halt. Auch konnte er feststellen, dass ohne das Leben enorm viel Zahnpasta gespart würde. Hä? Genau, es macht keinen Sinn aber dafür umso mehr Vergnügen. Man muss nicht immer alles so streng sehen. «Gopferdammisietechnomol!» [kam]

Wann: 1. Oktober 2010, 20 Uhr
Wo: Comedy Saal, Weisses Wind
Verlosung: Gewinne 5 x 2 Tickets, Teilnahme möglich bis 29. September unter: www.zs-online.ch/verlosungen



Filmbulletin
Magazin

1895 im Kellersalon des «Grand Café» in Paris. Bei der ersten Filmvorführung der Geschichte rollt ein Zug über die Leinwand auf das Publikum zu, welches sich erschrecken in Sicherheit bringt. Doch der berühmte Streifen «L'Arrivée d'un train à la Ciotat» stand gar nicht auf dem Programm, schreibt das Filmbulletin. Und räumt mit einer Legende auf.

Das Filmbulletin ist die einzige Filmzeitschrift der Deutschschweiz. Es erscheint achtmal im Jahr und stellt den Lesern in jeder Ausgabe eine Vielzahl verschiedener Filme vor. Das Magazin legt seinen Fokus nicht nur auf grosse und aktuelle Produktionen wie das 3-D-Spektakel «Avatar». Auch ältere und dem breiten Publikum kaum bekannte Filme aus der ganzen Welt finden regelmässig Platz. Jedes Heft geht vertieft auf eine bestimmte Thematik ein: Wie sich das Genre des Vampirfilms von Nosferatu bis Twilight verändert hat oder warum die italienische Komödie lange Zeit zu Unrecht verkannt wurde.

Die intensive Auseinandersetzung mit Teilbereichen aus der Filmwissenschaft ist spannend. Allerdings sind die Texte anspruchsvoll, besonders für diejenigen unter den Lesern, die sich in der Filmgeschichte nicht sehr gut auskennen und nur ein beschränktes Knowhow von Begriffen und Namen der Filmwelt mitbringen. Seichte Unterhaltung bietet das Magazin keine. Dafür rückt bei der Lektüre der Film als Kunstform ins Zentrum und die Leser bekommen über verschiedene Zugänge die Gelegenheit, sich vertieft mit einzelnen Aspekten dieser Kunstform auseinanderzusetzen. [ban]

Verlosung: Gewinne 3 x 1 Jahresabo an acht Heften, Teilnahme möglich bis 29. September unter: www.zs-online.ch/verlosungen
Mehr Infos: www.filmbulletin.ch

Senf der Redaktion

Wir empfehlen:



Messmer: Starcraft 2

«Ling Rush OMG WTF zerg is imba – you fucking cheese!» So tönt häufig über den Chat, wenn man einem Noob nach sieben Minuten das letzte Gebäude zerstört. Die meisten Spieler begreifen nicht, um was es in «Starcraft» geht. Nein, liebe Pläuschler, Starcraft hat nichts mit Kuschelspielen wie «Die Siedler» gemein. Starcraft ist kompetitiv und schnell. Wer es nun als unfair bezeichnet, wenn nach fünf Minuten sechs Zerglinge in die Basis strömen, der hats eben nicht begriffen.

Blizzards Vorgänger «Starcraft: Brood War» wird noch heute in Korea professionell gespielt, inklusive sechsstelliger Preissummen und Fernsehübertragungen. Die Gamer haben dort Popstarstatus und werden von Groupies verfolgt – der Traum jedes Amateurspielers. Diese Popularität könnte der Nachfolger, «Starcraft 2», ebenfalls erreichen. Die Balance ist nach wie vor unglaublich gut (keine Spiele mehr à la Age: «Ich nehm die Engländer du die Atzteken = instawin») und macht den Multiplayermodus zu einer wahren Freude. Und für die Pläuschler? Natürlich existiert auch ein Singleplayermodus, und der ist auch ganz nett.

Siegrist: Die Blumeninsel

«Der Mensch hat einen Greifdaumen und ein hochentwickeltes Telegehirn», heisst es im Kurzfilm «Die Blumeninsel». Dies unterscheidet ihn von anderen Säugetieren wie dem Schwein oder dem Wal. Auf eine trockene, packende und traurig komische Weise erklärt «Die Blumeninsel» anhand einer gemerten Tomate die Mechanismen unserer kapitalistischen Welt und ihrer Verwertungslogik. Nachdem die Pflanze mithilfe des Greifdaumens von Herrn Suzuki, einem Japaner mit hochentwickeltem Telegehirn, gepflückt wird, kommt sie von der Plantage über allerlei Umwege vor die Säue. Doch deren Besitzer befinden die nun faule Tomate für nicht gut genug für ihre Schweine und setzen sie den Bewohnern der Blumeninsel – mit hochentwickeltem Telegehirn und Greifdaumen, aber ohne Besitz und Kapital – vor.

www.youtube.com/v/3J8IRDWYkPM



Sidler: Fuckyouverymuch.dk

«Fuck you is the new thank you», behaupten zwei Dänen und veröffentlichen jeden Tag mindestens ein Bild auf ihrem Blog mit dem klingenden Namen «fuck you very much». Die Bilder stammen aus der grossen weiten Welt des Internets, viele nackte Frauen und abstruse Perspektiven, herzige Kindlein und alte Menschen in unerwarteten Situationen tauchen häufig auf. Dazu kommt eine mal nachdenkliche, mal komische, mal zynische, mal witzige, mal unverständliche, mal persönliche oder einfach niedliche Bildlegende in Wir-Form, mit der die beiden Blogger ihre aktuelle Gefühlslage ausdrücken. Grund genug für den Wunsch nach täglichem Internetzugang.

www.fuckyouverymuch.dk



Zander: Restkultur

Abseits des Zürcher Clublebens feiern Jugendliche unter Brücken und auf abgelegenen Waldlichtungen. Solche illegalen Partys sind nichts Neues. In den letzten Jahren wurden sie bekannter und die Partygänger zahlreicher. Facebook trug seinen Teil dazu bei. Mittlerweile ist diese Partykultur gross geworden. Sie hat an subversivem Charakter verloren, und das Bier ist teurer geworden. Gut sind die Partys dann, wenn sie möglichst weit ausserhalb der Stadt stattfinden und unbekannt sind.

Doch wie erfährt man davon? Wer in keinem der SMS-Verteiler ist, findet unter restkultur.ch immer wieder eine Perle. Auch wer's legal, aber doch ein wenig alternativ möchte, findet hier gute Tipps. www.restkultur.ch/kalender



Bedetti: Pulp Fiction

Die Komma- und Orthografiefehler regelmässiger als Seitenzahlen. Die Buchstaben elefantengross, auf schäbigstes Papier gedruckt. Die Charaktere flach wie Schiessbudenfiguren. Und die Modelle, die in Hansi-Hinterseer-Ästhetik auf dem Titelbild posieren, entsprechen überhaupt nicht der Beschreibung der Hauptfiguren. Kurz: Es ist ein göttliches Vergnügen, die Groschenromane der Verlage Kelter und Bastei zu lesen. Geschrieben werden die Dinge von einer Heerschar – meist weiblicher – Autoren, die alle paar Tage einen weitere Liebesgeschichte hinrotzen. Für Nebensächlichkeiten wie Stil bleibt da keine Zeit. Die Stimmen «beben» beim Liebesgeständnis, sämtliche Lippen «zittern» beim langersehten Kuss, zuvor gibt es aber noch einen «tiefen» Blick in «himmelblaue», «kirschscharze» etc. Augen. Gänsehaut ist garantiert!



Zimmermann: Automat

Es ist kein Mythos: Der letzte Schwarz-Weiss-Fotoautomat in Zürich steht am Goldbrunnenplatz. Wie lange noch, ist ungewiss. Also geniesst ihn, solange ihr noch könnt! Er ermöglicht eine Zeitreise zurück in die Teenie-Jahre, als sich kreischende Mädchencliquen, knutschende Teeniepäarchen und bekiffte Jungs in das Kabäuschen quetschten, um sich auf den Fotobögen zu verewigen. Der schwarze Vorhang, das Metalldrehstühlchen, der Schwefelgeruch, alles ist noch gleich. Nur wir sind grösser geworden und passen nicht mehr so gut zu zweit auf den Stuhl. Tant pis, dafür verfügen wir selbst über Sackgeld und können so viele Einfräntler in den Automaten werfen wie wir wollen. Und das Erlebnis ist einmalig. Ein zeitloser Augenblick. Lachen, Grimassen schneiden, Wein trinken, knutschen, Frisuren kreieren, kiffen – da drin ist alles erlaubt, was Spass macht. Je kreativer, desto grösser die Freude danach und viele Jahre später – wenn es ihn definitiv nicht mehr gibt. Den guten alten Passfotoautomaten für einen Stutz.

Semesterbeginn?

Passender
Nebenjob!

Flexible Einsätze und faire Entlohnung:
Dialogagentur sucht Mitarbeiter für Infostände von NPO's. Du suchst einen gut bezahlten Nebenjob, sprichst fließend Deutsch und bist zwischen 18 – 35 Jahre? Dann melde Dich unverbindlich auf unserer **Gratis-Nummer 0800 600 222** oder www.thejob.ch

CORRIS
FUNDRAISING



au revoir taipei
Die verspielte Grosstadt-Komödie:
So frech kann junges Kino sein!
Ab 21. Oktober www.trigon-film.org

Dein Einstieg in die Medienwelt

Texten Recherchieren Fotografieren Werben Organisieren Gestalten Verkaufen

Lerne die Prozesse der Zeitungsproduktion von A bis Z kennen. Sammle Deine ersten Berufserfahrungen schon während des Studiums.

Wir freuen uns von Dir zu hören!

Melde Dich bei Corsin Zander
076 405 12 18
corsin.zander@medienverein.ch

Den les ich, die nicht
Text: Daniela Zimmermann



Max Küng Absoluter Höhepunkt

Max Küngs Lebenswelten eröffnen sich dem Leser wie ein Stück Poesie. Beginnt der Samstagmorgen mit der Lektüre der herzerfrischenden Küng-Kolumne, ist der Tag gerettet. Komme was wolle. Seine Kolumnen wirken wie Glücksspielen. Und dies, obwohl er nicht selten traurige Wahrheiten unverblümt ausspricht und sich selbst als Opfer von deren Konsequenzen darstellt. Doch mit der Küngschen Sprache und einer deftigen Portion Selbstironie schafft er es stets, ein Schmunzeln – nicht selten ein lautes Losprusten – aus dem Leser herauszukitzeln. Küngs Ausgangspunkte, frisch aus seinem Alltag herausgepickt, sind meist einfach: ein Besuch in der Bäckerei oder im Zoo, der Kauf einer neuen Hose, der Versuch, ein erworbenes Bild zu verkaufen. Was wie Nichtigkeiten aus dem Alltag von Otto Normalverbraucher klingt, verwandelt Küng auf wundersame Weise zu witzigen Geschichten mit hohem Unterhaltungswert, in denen sich der Leser meist peinlich berührt wiedererkennt. Das i-Pünktchen dieses kleinen Stücks Poesie bilden unbestritten die kindlich gezeichneten, absurden Illustrationen, die hervorragend seine ebenfalls kindlichen und absurden Gedankengänge ergänzen.

Michèle Roten Vortäuschen lohnt sich

Hauptsache Drama. Lächerlich Kleinliches hochhauschen, wenn möglich etwas Sex rein, wenns nicht passt, egal. Sex ist sowieso omnipräsent in jedermanns und allen voran in Michèle Rotens Kopf – warum denn nicht alles irgendwie mit Sex verbinden? Hat Freud auch schon gemacht. – Halt! Die zwanghaft junggebliebene Magazin-Kolumnistin schreibt nicht IMMER NUR über Sex. Roten schreibt über eine Bandbreite alltäglicher Begebenheiten und weicht ihre Leser schonungslos in ihre Lebenswelten ein. Ob zu Hause beim Fruchtfliegenkampf, in einer teuren Boutique oder in einem Walliser Hotel. Doch wen interessieren ihre Ergüsse über furchtbar stilllose Hotel-einrichtungen? Oder das Protokoll einer zickigen Unterhaltung über ein ledernes Stück Fleisch? Rotens Themen drängen sich dem Leser auf wie ein unerwünschter Gast. Doch das Schlimmste an ihren Kolumnen: Man kann sich nie vollständig davon lösen. Immer wieder holt sie eine verblüffend andere Variante von sich hervor – und punktet bei ihren ärgsten Feinden. So sicher man sich seiner Abneigung gegenüber Frau Rotens Kolumnen sein kann, so sicher überrascht sie ab und zu mit etwas Witz oder Niveau. Selten.

Studenten aufgepasst!

Mit HeinigerAG.ch bleibst du mobil!



NEU
MacBook 13" MC516
• 2.4 GHz Intel Core 2 Duo
• 250 GB Festplatte
• NVIDIA GeForce 320M mit 256 MB
• Auflösung 1280 x 800
• USB
mit 2 GB RAM CHF 1220.–
mit 3 GB RAM CHF 1290.–
mit 4 GB RAM CHF 1350.–

NEU
MacBook Pro 13" MC374
• 2.4 GHz Intel Core 2 Duo
• 250 GB Festplatte
• NVIDIA GeForce 320M mit 256 MB
• Auflösung 1280 x 800
• 50 Kartensteckplatz
• FireWire 800, USB
mit 4 GB RAM CHF 1399.–
mit 6 GB RAM CHF 1645.–
mit 8 GB RAM CHF 1865.–

NEU
MacBook Pro 15" MC371
• 2.4 GHz Intel Core i5
• 320 GB Festplatte
• NVIDIA GeForce GT 330M mit 256 MB
• Auflösung 1440 x 900
• 50 Kartensteckplatz
• FireWire 800, USB
mit 4 GB RAM CHF 2158.–
mit 6 GB RAM CHF 2398.–
mit 8 GB RAM CHF 2618.–

Wir sind vom 27. – 29. Okt. 2010 an der
WORLD DIDAC
Basel
Besuchen Sie uns am Stand I 04



Irrtümer, Preis- und Angebotsänderungen vorbehalten. Aktuellste Preise finden Sie unter www.heinigerag.ch.
Angebot gültig für Schüler und Studenten (älter als 18 Jahre). Wir benötigen eine schriftliche Bestellung mit Ausweiskopie oder eine Bestätigung der Schule.

HeinigerAG.ch
4704 Niederbipp, T 032 633 68 70, F 032 633 68 70, info@heinigerag.ch
4600 Olten, T 062 212 12 44, F 062 212 12 43, olten@heinigerag.ch
9470 Buchs, T 081 755 60 80, F 081 755 60 81, buchs@heinigerag.ch

heinigerag.ch

Fokus: Villen

Text: Corsin Zander
Bild: Katharina Lierow

Büros in prunkvollen Villen

Die gemieteten Villen der Uni Zürich sind zwar schön, aber teuer und ineffizient genutzt. Was die Uni dagegen tun will und kann.

Vor einem Jahr zeigte eine Ausstellung die Stadt Zürich als Wohnung mit sieben Zimmern. Der Hauptbahnhof war das Entrée, der See das Badezimmer und Zürich-Ost das Studierzimmer. Tatsächlich sind die meisten Gebäude der Uni in diesem Raum zu finden. Die Studierstätten reichen von Oerlikon bis zum Zürichberg. Wer sich da in die Seitenstrassen verirrt, findet kaum eine Strasse ohne ein Unigebäude. Und was für welche! Institute, von deren Existenz Otto Normalstudent nicht einmal träumt, besetzen die prachtvollsten Villen.

Teuer und denkmalgeschützt

Auf den ersten Blick mutet das seltsam an. Der Platz dieser geräumigen Villen mit ihren grossen Gärten scheint zu wenig genutzt. Zumal die Uni aus allen Nähten platzt und in Zürich Wohnungsnot herrscht. Nica Pola vom Amt für Städtebau sagt auf Anfrage, dass es «fragwürdig ist, diese Villen nur für Institutbüros zu nutzen.» Sie betont aber, dass sie die Pläne der Universität nicht kenne.

Tatsächlich: Für die Uni kommt es nicht in Frage, diese Villen umzubauen oder anderweitig zu verwenden. «Die Universität ist nicht Besitzerin der Gebäude. Wir mieten die Objekte nur», sagt Christian Saller, Leiter Strategische Planung der Universität Zürich.

Eigentlich beharre die Universität nicht auf den Villen, da die Pflege wegen des Denkmalschutzes doch sehr teuer sei, erklärt Saller. Er bestätigt, dass die Uni an Studierenden und wissenschaftlichen Mitarbeitenden wächst, doch ihm seien die Hände gebunden: «Wir erhalten vom Kanton nicht mehr Fläche.

Auch das Rektorat ist in einer schmucken Villa einquartiert.



Würden wir Villen abgeben, müssten wir zentral gelegene Institute in andere Mietflächen auslagern.» Das hätte eine weitere standörtliche Zergliederung der Universität zur Folge. «Daran haben wir kein Interesse», sagt Saller.

Verdichten, verdichten

Um diese Zergliederung zu verhindern, hat die Universität Zürich zusammen mit anderen Hochschulen, der Stadt und dem Kanton Zürich einen Entwicklungsplan für das Hochschulgebiet entworfen. Dieser sogenannte Masterplan verspricht «grosses städtebauliches Potenzial für grosszügige Neubauten». Er soll nicht nur das Platzproblem der Uni und ETH lösen, sondern auch der Wohnungsnot entgegenwirken und so die Anliegen der Studierenden befriedi-

gen. «Die erwünschte Wohnraumrückgewinnung kann dank dem Masterplan ermöglicht werden», heisst es in dem Papier. Verdichtung nennt man das in der Stadtplanung. Der Masterplan erkennt ein Nutzungspotenzial von 150'000 Quadratmetern, die man neu erschliessen könnte. Aber woher dieser viele Platz genau kommen soll, ist noch nicht bis ins letzte Detail geplant.

Trotz der Verdichtung sollen sich die Studierenden in ihrem Zimmer aber immer noch wohl fühlen. Dafür sieht der Masterplan «die Realisierung urbaner Freiräume und eine stärkere Vernetzung mit den Grünräumen» vor. Auf eine erfolgreiche Umsetzung dieser schönen Ideen bleibt zu hoffen, sodass unsere Studierzimmer eines Tages nicht mehr überfüllt sein werden. ◇

Fokus: Villen

Text: Anne-Sophie Galli
Bilder: Patrice Siegrist und Lukas Messmer

Vom Leichenhaus zum Affenkäfig

Wo Leichen auf Marmor lagen und gläserne Büros romanische Offenheit ausstrahlen: das Romanische Seminar im Wandel der Zeit.

Der Palazzo steht gleich neben der Tramhaltestelle Kantonsschule.



In der Zürichbergstrasse steht seit fast 100 Jahren ein stattlicher Italiener und wartet auf Besuch. Seit er zum ersten Mal das Hauptgebäude und die Aula der Uni Zürich gesehen hat, ist er nie von deren Seite gewichen. Es muss Liebe auf den ersten Blick gewesen sein.

Mutter mit italienischem Flair

Das Licht der Welt erblickte er bereits im 19. Jahrhundert, genauer gesagt dauerte seine Geburt ab 1865 zwei Jahre. Aber der Toskaner entstand auch nicht wie die meisten anderen Babies. Er war zuerst nur eine Skizze auf einem Stück Papier. Sein Erschaffer ist Gottfried Semper, einer der berühmtesten Zürcher Architekten. Der Italiener von der Zürichbergstrasse ist denn auch kein gewöhnlicher

Mann: Er ist ein edler Palazzo im florentinischen Renaissance-Stil mitten in der Limmatstadt.

Grund für die Erbauung des herrschaftlichen Gebäudes war in erster Linie Anna Katharina Fierz. Sie, die sich mit Vorliebe Nina nannte, hatte ein Flair für Italien und galt bei ihren Zeitgenossen als Original. Als unabhängige, wissensdurstige Frau bereiste sie alleine viele Länder, aber la bella italia war der welt-offenen Dame am liebsten. So musste auch zu Hause ein florentinischer Palast her. Ihr Gatte erfüllte ihr den Wunsch gerne. Denn Johann Heinrich Fierz war erfolgreicher Grosskaufmann im Textilbereich und benötigte eine Unterkunft für sein florierendes Baumwoll-Import- und Exportgeschäft. Damals sah es in

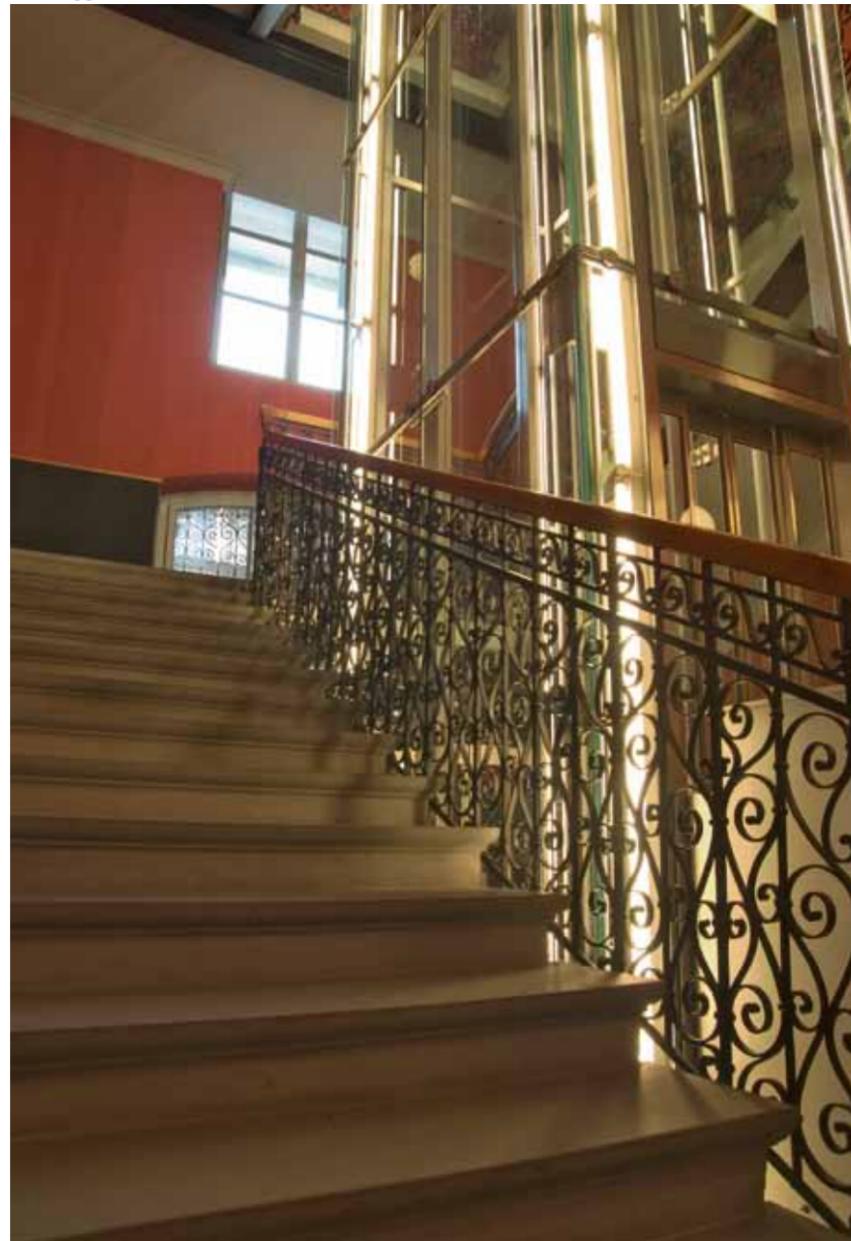
der Gegend rund um den Italiener an der Zürichbergstrasse noch ganz anders aus: Die Gemeinde war ländlich und weitgehend von malerischen Rebbergen und Bauernhöfen dominiert. Als Kontrast erhob sich das zum Himmel strebende neue Geschäftshaus mächtig über alle anderen Bauten und thronte inmitten der weitläufigen Parkanlage, die das gesamte heutige Gelände der Kantonsschule Rämibühl umfasste.

Vom Palazzo zum Gruselschloss

Menschen kommen und gehen von dieser Welt. Nachdem Nina und Johann Fierz das Zeitliche gesegnet hatten, suchte sich der Palazzo neue Bewohner. Er gab sich wählerisch und sah sich eine ganze Weile nach geeigneten Nachfolgern um. 1910 fand er sie schliesslich: Das Gerichtsmedizinische und das Zahnärztliche Institut der Uni Zürich. Immerhin hatte er die Kindheit hinter sich und wollte etwas Neues ausprobieren. Dies bedeutete eine tiefgreifende Veränderung der gesamten Raumstruktur Sempers. Das war möglich, weil der Palazzo damals noch nicht unter Denkmalschutz stand. So ist das eben in der Pubertät: Man will anders sein, rebellieren.

Bald umgab eine düstere Aura das Gebäude. Die aus den neu eingerichteten Labors aufs Trottoir dringende Abluft der Analysemittel Xylol, Formalin oder Essigsäure liess vorbeigehende Passanten an Leichengerüche denken. Anscheinend waren die Gerüche so stark, dass selbst NZZ-Journalisten dem Italiener einen Besuch abstatteten und den Jungspund ins Rampenlicht brachten. Er soll ausserdem – wie →

Die Treppe im Innern des Romanischen Seminars verbindet alt und neu.



so mancher junge Mann – ein Flair für schnelle Autos gehabt haben. In seiner unterirdischen Crash-Strecke stellten Rechtsmediziner Unfallvorgänge nach. Dort soll nicht nur mit Puppen getestet worden sein, munkelt man. Deshalb beschlich viele Leute ein unbehagliches Gefühl, wenn sie an den grossen vergitterten Fenstern vorbeingingen.

«Ich fragte mich auch immer, wo die wohl in diesem dunklen Steinhaus liegen und vor sich hin stinken. Da schauderte es mich schon ein wenig», erzählt Katharina Maier, langjährige Oberassistentin am Romanischen Seminar und Mitglied der Baukommission für den Umbau des Palazzos zur Nutzung für das Romanische Seminar. Sie kennt den Palazzo noch aus ihrer Studienzeit.

Rund 50 Jahre nach ihrem Einzug verliessen die Zahnmediziner den Italiener, und die Germanisten fanden in den leer gewordenen Räumen ein temporäres Domizil. Eine heftige, aber kurze Affäre, denn schon 1982 verliessen auch sie ihn wieder. Die Rechtsmediziner beanspruchten dann den ganzen Palast, bis sie ihn wegen ihres Umzugs den Irchel 1992 räumen mussten.

Neue Bewohner, neues Kleid

Damals überlegten sich einige, ob es sich noch lohnte, den mittlerweile alten Italiener am Leben zu erhalten. Durch viele tiefgreifende Umbauten war der Palazzo zumindest im Innern kaum mehr als Semper-Bau zu lesen. Ein gleich grosser Neubau hätte zudem ein bis zwei Stockwerke mehr fassen können. Der Toskaner hoffte und bat, vom reinen rationalen Effizienzdenken verschont zu

werden – und hatte schliesslich Erfolg. Ein neuer Nutzer war bald gefunden: das Romanische Seminar. Dieses litt unter Platzmangel, und schliesslich würde ein florentinischer Renaissance-Palast auch architektonisch und kulturell vorzüglich zu den Romanisten passen.

Knapp dem sicheren Tod durch Bulldozer entronnen, wurde der Palaz-

zo nachdenklich. Er erkannte auf einen Schlag die ultimative Wahrheit: Nur in seiner ursprünglichen Gestalt würde ihn die moderne Welt dulden. Und so legte er sich unters Messer, um seinen neusten Nutzern zu gefallen. Mit den chirurgischen Eingriffen wurde der Zürcher Architekt Willi Egli beauftragt. Dieser stand vor der schwierigen Aufga-

«Dieses Big-Brother-Phänomen bereitet jedoch ein unbehagliches Gefühl»

be, das Bauwerk wieder möglichst nahe an seine ursprüngliche Gestalt zu bringen. Aber die letzten Baupläne waren verschollen.

Auch mussten die Ansprüche der Franzosen, Italiener, Portugiesen, Rätromanen, Rumänen, Spanier, der Denkmalpflege, der Feuerschutzpolizei und des Kantons und die Wünsche der für Bauten und Räume beauftragten Abteilung der Universität berücksichtigt werden. So stand das Haus schliesslich fast zehn Jahre leer, da gleich bei Planungsbeginn eine Reihe langwieriger Rekurse folgte. Der Palazzo nutzte diese zehn Jahre zum Nachdenken und zur Erholung. Er wägte die verschiedenen Argumente seiner Berater ab, überlegte sich, was er wirklich wollte, wurde erwachsener und erkannte die Notwendigkeit wie auch die Schönheit, die in der Kombination von alt und neu liegt.

Letzten Endes konnte Willi Egli seine Pläne in die Tat umsetzen. Sein Hauptziel war es, die Raumstruktur Gottfried Sempers wieder lesbar zu machen. Auch die Raumnutzung sollte wieder an diejenige der ersten Nutzer angelehnt sein. So befinden sich die heutigen Sekretariate und Büros der Professoren und Assistenten in den Seitenflügeln des Palazzos, die schon im 19. Jahrhundert die Verwaltungseinrichtungen beherbergten. In den ehemaligen Lagerräumen in der Mitte des Gebäudes sind heute die Bibliotheken untergebracht.

Um die neue Sichtbarkeit des Palazzos als Werk Sempers sicherzustellen, bestehen die Abtrennwände der verschiedenen Büros mehrheitlich aus Glas. Selbst die Bürotüren sind durch-

Gläserne Türen machen die Büros zu «Affenkäfigen».



sichtig. Durch diese Transparenz, die nur durch einige Bücherregale etwas verringert wird, bleiben die Seitenflügel als ein Ganzes bestehen. Semper plante sie als grosse Einheit und seine Handschrift ist jetzt wieder lesbar. Durch die Glaswände fällt viel natürliches Licht ins Gebäude und hellt die ehemals düstere Stimmung auf.

Big Brother und Jusstudenten

Doch fühlen die Professoren und Assistenten in ihren gläsernen Büros nicht einen Mangel an Privatsphäre? Immerhin kann jeder Vorbeigehende sehen, was in den verschiedenen Räumen so getrieben wird. «Ich mag die ganze Raumwirkung hier», meint Dr. Katharina Maier, die ihr transparentes Büro im ersten Stock hat, «aber es war schon ein Umgewöhnen. Meist klopfen die Leute gar nicht an, sondern schneiden irgendwelche Faxen vor der Tür, um auf sich aufmerksam zu machen».

Einigen bereite dieses Big-Brother-Phänomen jedoch ein unbehagliches Gefühl. «Manche glauben, weniger in

einem Büro zu arbeiten als in einem Affenhaus», erzählt Maier lachend.

Die hellen Arbeitsplätze in den Lesesälen ziehen nicht nur Studenten der Romanistik an. Besonders Jusstudenten scheinen die Atmosphäre im Haus, das nur wenige Meter von ihrem eigenen Seminargebäude entfernt liegt, zu schätzen. «Wir mussten sogar einen eigenen Saal für unsere Studenten reservieren», erzählt Maier, «denn diese stehen nicht ganz so früh auf wie die Juristen.» Doch auch wenn der Platzmangel ein dauernder Begleiter der Sprachwissenschaftler ist, möchten sie das lichtdurchflutete, farbige Semper-Haus an der zentralen Lage auf keinen Fall missen. Und auch der Italiener, der schon erfolgsorientierte Textilproduzenten, Sezierübungen im ehemaligen Gartenhäuschen, an üblem Zahnweh leidende Patienten auf den Stühlen der Dentalhygieniker und büchervernarnte Germanisten erlebt hat, mag die unkomplizierten Romanisten gerne noch etwas länger beherbergen. Er ist eben geduldig geworden, der Hitzkopf in jungen Jahren. ◇

Fokus: Villen

Text: Corsin Zander

Bilder: Katharina Lierow und Patrice Siegrist

Von Herrenhäusern und Steinen

Stolze Gebäude prägen das Bild rund um das Hauptgebäude der Universität Zürich.
Wie sie entstanden und wer sie heute benutzt.

Der prunkvolle Orelli-Saal.



Ich bin an der Uni schon viel herumgekommen. Als Journalist der ZS treffe ich diejenigen, die an der Uni die Fäden in den Händen halten, immer wieder in ehemaligen Herrenhäusern, Pferdeställen oder Mädchenschulen. Die Uni hat ihre Institute in zahlreichen Villen untergebracht – so auch die ZS-Redaktion.

Mit Block und Bleistift zu Fischer

Alles war neu für mich. Mein erster Auftrag der ZS-Redaktion: Ein Interview mit Rektor Fischer im Stockargut. Das Gebäude steht pompös unterhalb des Hauptgebäudes der Uni. Die massive Holztür öffnet sich automatisch. Modern für ein Haus, das 1630 vom Ratsherrn Rudolf Waser errichtet wurde. Damals war das «Gut zum oberen Berg» für Herrschaft

und Pächter konzipiert. Seit 1936 mietet die Universität Zürich dieses Gebäude, welches die Familie Stockar zuvor dem Kanton verkauft hatte.

Ein Herrschaftsgebäude ist es geblieben, schliesslich ist darin nicht nur das Rektorat mit seinem Stab, sondern auch noch der Rechtsdienst und die Verwaltungsdirektion beheimatet. Auf jeden Fall birgt dieses schöne Gebäude interessante Geschichten in sich. Mein Interview hingegen wurde langweilig. Ob es an meinen Fragen oder an den Antworten des Rektors lag, ist schwierig zu sagen.

Bei Weder in der Mädchenschule

Ein Jahr später – ich war mittlerweile Redaktionsleiter – trat ich schon sehr viel sicherer durch die grosse Tür des Theo-

logischen Seminars. Ein massives, dreigeschossiges neuromanisches Gebäude. Dieses Mal mit Aufnahmegerät, Fotoapparat und kritischen Fragen im Gepäck. Das Theologische Seminar hat sich seit 1976 eingemietet. Ursprünglich stand hier gleich neben dem Grossmünster ein Klostergebäude, dann wurde es abgerissen. 1849 baute der Architekt Gustav Albert Wegmann eine Mädchenschule. Von mittelalterlicher Substanz sehe ich nur wenig. Beim Neubau wurde ausschliesslich für den Kreuzgang solche Substanz verwendet.

Als ich nach einem – dieses Mal erfolgreichen – Interview mit Hans Weder, Rektor Fischers Vorgänger, die ehemalige Mädchenschule verliess, wäre ich beinahe über den «Findling vom Geissturm» gestolpert. Was ich damals nicht wusste: Dieser rötliche Stein an der östlichen Ecke wurde 1652 über 230 Meter weit an diesen Ort geschleudert – der Blitz eines Sommergewitters schlug ins Pulvermagazin der Stadtbefestigung ein.

Fliegende Steine

Vor fliegenden Steinen fürchtete sich im letzten Sommer das Schweizerische Institut für Auslandsforschung, SIAF. Es sagte den geplanten Vortrag mit dem Novartis-Chef Daniel Vasella ab.

Die informelle Studierendenorganisation «uni von unten» hatte dazu aufgerufen, Vasella «gebührend zu empfangen». Für die ZS war ich damals hautnah dabei. Für einen umfassenden Artikel traf ich zwei Vertreter des SIAF im philosophischen Seminar. Sie empfingen mich in einem hohen Raum der Villa Eichhorst. 1896 errichtete Hermann Eichhorst dieses



majestätische Anwesen. Eichhorst, welcher dem Gebäude den Namen verlieh, war Direktor der medizinischen Klinik. Sie fand vor dem philosophischen Seminar in diesem idyllischen Gebäude Platz.

Abschiedsapéro im Orelli-Saal

So sehr ich die Herren Fischer, Weder und Kohler um ihre Räumlichkeiten be-

neide, auch unser Redaktionsbüro ist nicht von schlechten Eltern. Es wurde als «Haus Rämiberg» 1841 gebaut, der Architekt ist leider nicht mehr bekannt. 1965 kaufte der Kanton das Schmuckstück und restaurierte es. Neben dem StuRa und dem Fachverein Oekonomie hat sich die ZS im dritten Stock eingerichtet. Ich werde wohl auch noch einige Zeit hier

Idyllisch zwischen Bäumen gelegen: Die Villen der Uni.



bleiben. Ich fühle mich wohl in den hohen Räumen mit dem alten Holzboden. Doch wenn ich dereinst abtrete, erwarte ich schon, dass mein Abschiedsapéro im Orelli-Saal des Stockargutes stattfindet. Dieser prunkvolle Saal wird heute nur noch für besondere Anlässe verwendet. Zumindest würde sich für mich dann ein Kreis schliessen. ◇

Neptun Verkaufsfenster Herbst 2010
13. September bis 3. Oktober
www.neptun.ethz.ch

Hochwertige Laptops von



Das offizielle Laptop-Programm der ETH Zürich für alle Studierenden und Angehörigen von höheren Schweizer Bildungsinstitutionen

The official laptop program by ETH Zurich for all students and members of Swiss institutions of higher education

Le programme officiel d'ordinateurs portables de l'EPF Zurich pour tous les étudiants et tous les membres d'institutions supérieures d'éducation Suisses

Sorgenbox

Text: Andreas Rizzi
Illustration: Christoph Senn

Historische Persönlichkeiten äussern sich zu Studiums-Sorgen. Dieses Mal: Patrick Swayze.



Lieber Patrick, in diesen Tagen finden bei uns Semesterbeginnparties statt. Ich würde gerne hingehen, kann aber überhaupt nicht tanzen. Ausserdem bin ich viel zu schüchtern, um ein nettes Mädchen aufzufordern. Was soll ich tun?
Johann Rehli

Cool down, Johnny, cool down! Ich wurde auch nicht über Nacht zum heissen Trautntänzer. Da stecken jahrelange Arbeit und Übungen vor dem Spiegel dahinter. Wie du also zu einer Tanzpartnerin kommst? Wenn es um Frauen geht, kann ich immer nur wiederholen: Kümmere dich um die Mädchen. Um alle Mädchen, Johnny! Auch um die hässlichen. Lade sie auf einen Erdbeermilchshake ein, fahre mit ihr auf deinem heissen Ofen auf einen abgelegenen Hügel und leg ihr deine Lederjacke um die Schultern, wenn sie friert. Leg deine Hand auf ihre Wange, sieh ihr ganz tief in die Augen und sag mit rauher Stimme: «Ich mag dein Haar, wie es vom Winde verweht wird.» Das ist genau das, was Mädchen hören wollen, Johnny. Das zieht garantiert bei jeder! Du wirst sehen, sie wird wie Haargel an dir kleben und für immer dein Baby sein wollen. Versau es aber ja nicht, Johnny! Sag ihr bloss nicht, dass du endlich eine Frau gefunden hast, die so ist wie deine Mutter. Das geht garantiert in die Hose.

Hast du also eine flotte Biene an deiner Seite, musst du nur noch eine gute Figur auf dem Parkett abgeben. Nimm den Ellenbogen hoch. Achte auf deinen Tanzbereich. Du kommst nicht in ihren und sie nicht in deinen. Und dann: «1», «2», «Kick», «Setzen», «Kick», «Setzen». Aber das Wichtigste dabei: schwarzes Hemd und Brusthaare. Weißt du Johnny, ohne diese zwei hätte ich auf der Tanzfläche so alt ausgesehen wie Kennedy bei der Schweinebuchtinvasion. Egal, wie schlecht du tanzen kannst: Sieh gut aus und rock'n'roll die anderen in Grund'n'Boden, so, als ob es der letzte Tanz der Saison wäre.

Und falls ein Typ dein Mädchen dumm anquatscht, pack ihn am Kragen und gib ihm zu verstehen: «Mein Baby gehört zu mir!»

[Patrick Swayze, *18.08.1952 - † 14.09.2009, war ein US-amerikanischer Schauspieler, Sänger und Tänzer. Weltruhm erlangte er durch den Film Dirty Dancing.](#)

Welterfahrung

Die Wand

Vor der gemalten Welt können wir nicht fliehen. Zusammen mit Luisa, meinem Fahrrad, habe ich versucht, dieser gezeichneten, konstruierten und erfundenen Welt davon zu radeln, doch ich fuhr letztlich wieder mitten in eine Problemkonstruktion. Just in dem Moment, da ich meine Füsse auf den Pedalen hatte und also nicht als Fussgängerin definierbar war, identifizierte mich ein auf beiden Füssen stehender Mann als Fehler auf dem System des Gehweges. Diesen Fehler wollte der Herr aus der Welt schaffen. Mit Geschick positionierte er zwei ältere Damen und seine Wenigkeit der Breite nach auf dem Gehweg bei einer Bushaltestelle. Mit Luisa gab es kein Durchkommen mehr. Also bremste ich vor der Wand ab und bat den Herrn, mich vorbei zu lassen. Daraufhin meinte er sichtlich erregt, dass ich auf die Strasse gehöre und hier nur für Fussgänger Platz sei. Dass es angesichts der menschlichen Wand für mich keinen Platz mehr gab, leuchtete mir sofort ein, nicht aber, dass die drei stehend auf einem Gehweg waren und also hätten gehen müssen. Glücklicherweise fuhr der Bus bald ein und die drei stiegen zu. Das Problem löste sich in Nichts auf und ich konnte zu meinem Hauseingang.

Vielleicht sollte ich in Zukunft jene Fussgänger überfahren, die nicht über den gemalten Fussgängerstreifen gehen. Oder ich könnte den Autos, die markierte Fahrradwege blockieren, mit meinem Eisenschloss eine Beule verpassen. Möglich wäre aber auch, die auf den Boden gemalte Welt nicht ganz so ernst zu nehmen.

Die AKAD für gymnasiale Maturität, Passerelle und Vorbereitungskurse für Hochschulen. Effizient. Sicher. Individuell.



Mit meinem Latein bin ich nicht am Ende!
Damian Bethke, Kanute, Nationalteam

Veni, vidi, vici!

Jetzt zum Latinum! Aber effizient, sicher und individuell.

Sie wollen einen der 35 Bachelor-Studiengänge, die das Latinum voraussetzen, an der Uni Zürich absolvieren? Doch gerade dieses fehlt Ihnen noch? Der Latinum-Kurs nach der AKAD Methode kombiniert ein individuelles Selbststudium mit wöchentlichen, effizienten Begleitseminaren – der sichere Weg zum Latinum!

Interessiert? Wir beraten Sie gerne: Telefon 044 307 31 31 college@akad.ch, Jungholzstrasse 43, 8050 Zürich

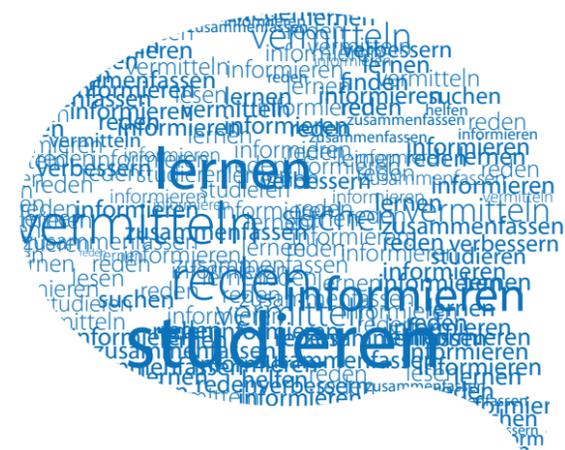
aki
Katholische Hochschulgemeinde

«Schöne neue Heimat»
Herbstsemester 2010

...Schau rein:
www.aki-zh.ch

SAUNA AM SEE
1/2 PREIS FÜR SCHÜLER UND STUDIERENDE
MO-FR 11-16H

TÄGLICH 11 – 23 UHR (MO NUR FRAUEN)
SEEBAD ENGE, MYTHENQUAI 9, 8002 ZÜRICH
Tel. 044 / 201 38.89, WWW.SEEBADENGE.CH



all das und noch viel mehr.
uniboard.ch

Publireportage uniboard reloaded

Seit September ist endlich Schluss mit dem Dornröschenschlaf rund ums uniboard.ch! Die Diskussionsplattform, die seit über acht Jahren Tausenden von Studierenden den Einstieg, Leben und Lernen an der Universität vereinfacht, steht mit neuem Team, moderner Software und viel Elan für den Semesterstart bereit.

Obwohl, oder gerade weil, die Gründungsmitglieder leider seit Jahren inaktiv waren und auch die Forensoftware nicht mehr aktualisiert wurde, hat diesen Frühling ein achtköpfiges Team um die Initianten Andreas Schwarzinger, Gereon Sommer und Martin Rapp das Forum übernommen und den Verein «linking pin» gegründet, der im Gegensatz zum Vorgänger (Verein Uniboard) an der Uni ZH als studentischer Verein akkreditiert ist und allen interessierten und motivierten Studierenden mit Gestaltungswillen offen steht.

Nach dem Neustart kurz vor Semesterbeginn wartet ab dem Herbstsemester 2010 eine aktuelle Software und geordnete Organisation auf die Studenten. Die Fächerforen werden neu von den teilnehmenden Fachvereinen betreut, um den Fluss von studiumsrelevanten Informationen zu verbessern. Die beteiligten Partnervereine profitieren wiederum von Einnahmen aus Bannerwerbung und von der Möglichkeit, das grösste studentische Forum für Studierende in der Schweiz als Kommunikationskanal zu benutzen, um mit Mitgliedern und Interessierten in Kontakt zu treten. Daneben soll das uniboard.ch in Zukunft auch zur Betreuung von Vorlesungen von Lehrstühlen zur Verfügung stehen.

All dies macht das uniboard.ch zum namensgebenden «linking pin» zwischen den Studierenden, studentischen Vereinen, der Universität und der Privatwirtschaft. Zu einer allen Studierenden gemeinsamen Kommunikationsplattform, die dabei hilft, die Studienbedingungen zu verbessern und die Informationspolitik zu bereichern, oder einfach nur Spass am Austausch mit Kommilitonen bietet.

Visit us: www.uniboard.ch
Weitere Informationen und Kontakt: www.linkingpin.ch

Das **Hochschulforum** nimmt im HS 2010 Form an:

ZUSAMMEN(GE)HALTEN Herausforderung Gemeinschaft

Mensagespräch

Assistierende lassen auf dem Podium gemeinschaftlich ihre Phantasie walten, Studierende geben mit musiktheatralischen Inputs Stoff zum Reden

Science City

Stadtführung
Wo Teams und Solisten, Spezialisten und breite Öffentlichkeit aufeinander treffen

Religionen (in) der Gesellschaft?

Fokus Islam
Theoretische und praktische Annäherungen an muslimische Gemeinschaften

Weitere Angebote:
Aktives Relax-Training • Beiz • Gottesdienste zum Semesterthema • Unter vier Augen
siehe www.hochschulforum.ch



Kurz gefragt

Text und Bilder: Stefanie Bäuerte

Erstsemestrige äussern sich zu ihren Ängsten.



Martina, 19
Erziehungswissenschaften und Publizistik

«Was mir besonders Angst macht, ist, dass alles so neu ist hier, dass ich masslos überfordert bin mit Lernen und keine Freizeit mehr habe, und nicht mehr weiss, wie ich meinen ganzen Tag strukturieren soll vor lauter Lernen.»



Christian, 20
Politikwissenschaft und Betriebswirtschaft

«Ich habe Angst davor, dass ich mich in irgendeinen falschen Vorlesungssaal verirre. Bei den Psychologinnen beispielsweise. Von sovielen Frauen umzingelt hätte ich ein wenig Schiss.»



Rahel, 20
Psychologie

«Wovor ich mich fürchte? Höchstens, dass Psychologie eventuell doch nicht das Richtige ist. Aber sonst habe ich eigentlich keine Angst. Das wird schon alles irgendwie klappen.»



Erik, 18
Informatik, Geschichte und Politikwissenschaft

«Ich habe Vorlesungen im Hauptgebäude, im Irchel und in Oerlikon. Da sorg ich mich ein wenig, dass ich mich ständig verlaufe, die Zeit für den Gebäudewechsel nicht reicht und ich deshalb immer zu spät in die nächste Vorlesung komme.»



Sabrina, 21
Erziehungswissenschaften

«Am meisten Angst macht mir, dass ich ab jetzt selbstständig lernen sollte. Ich muss mich selbst überwinden, mich hinzusetzen und was für die Uni zu tun. In der Kanti wurde einem immer gesagt, was zu tun ist. Nun könnte es passieren, dass ich immer alles rausschiebe.»



Ramon, 20
Germanistik, Anglistik und Biologie

«Dass alles Administrative völlig an mir vorbeizieht, dass ich alles selber zusammensuchen muss, weil ich keine Hilfe erhalte, und dann alles über mir zusammenbricht. Aber vieles wurde nun doch schon am Informationstag erklärt, und die Leute sind sehr hilfsbereit hier.»

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung
88. Jahrgang
Ausgabe #4/10
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: PC 80-26209-2

Geschäftsleitung

Lukas Messmer
lukas.messmer@medienverein.ch
079 723 33 11

Inserate

KünzlerBachmann Medien AG
Geltenwilstr. 8a
9001 St. Gallen
071 226 92 92
n.montemarano@kbmedien.ch
Inserateschluss #5/10: 15.10.2010

Druck

Merkur Druck AG,
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

33'408 (WEMF 2009)
35'000 (Druckauflage)
Die ZS - Zürcher Studierendenzzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss #5/10: 15.10.2010

Redaktion

Joel Bedetti, Lukas Messmer, Mirjam Sidler,
Patrice Siegrist, Corsin Zander [zac],
Daniela Zimmermann
Email-Adressen der Redaktionsmitglieder:
vorname.nachname@medienverein.ch

Gestaltungskonzept

Kerstin Landis, Christoph Senn

Layout

Lukas Messmer, Patrice Siegrist

Mitarbeit

Andrea Bühler [ban], Anne-Sophie Galli, Doris
Hysek, Katja Morand [kam], Jacques Rene
Oberschelp, Andreas Rizzi, Colin Schatz-
mann, Nathalie Schmidhauser, Simon Truog,
Sandra Ujpétery [suj], Nicolas Zahn [nic],
Manuel Zürcher

Bilder und Illustrationen

Tobias Baldauf, Corina Ernst, Tomas Fryscak,
Katharina Lierow, Lukas Messmer, Samuel
Nussbaum, Christoph Senn, Philip Schaufel-
berger, Patrice Siegrist

Lektorat

Sandra Ujpétery

Produktionssong #4/10

Paul Kalkbrenner - Aaron

Kommentare auf www.zs-online.ch

«Der Artikel ist wirklich sehr schlecht!»

ZS #2/10, zum Text
«Bei der Zentralstelle hängt der
Haussegen schief»

Der Artikel ist wirklich sehr schlecht
- typischer Bedetti-Journalismus. Un-
glaublich, was sich die Hagen/Joss/
Mühlemann-Clique leistet, diese grös-
senwahnsinnige, inkompetente Bande
wird die Stiftung noch in den Ruin trei-
ben und zerstört die Arbeit von Ahlen,
die die Stiftung vor dem Untergang ge-
rettet hat. Traurig. Ich hoffe, der StuRa
sorgt bei den nächsten Gesamterneu-
erungswahlen des Stiftungsrates dafür,
dass die Stiftung, die ja uns Studis ge-
hört, noch eine Zukunft hat.

Pit

Wenn ich den Artikel lese, ist für mich
klar, dass er überhaupt nicht objektiv
ist. Ich denke, es ist kein Geheimnis,
dass es um die ZSUZ nicht zum Besten
stand in den letzten Jahren. Daher ist
es zu begrüßen, wenn endlich ein kom-
petentes Team die Missstände behebt.
Dass unter Umständen bei einer harten
Sanierung einige Köpfe rollen müssen,
ist schmerzlich, aber unausweichlich.
Dem neuen Management ist bei dieser
Mammut-Aufgabe Erfolg zu wünschen.

Erdem

ZS #3/10, zum Text
«Wir müssen diese Strategie in
Frage stellen»

Gutes Interview. Die Antworten von Ad-
rian Joss zeugen davon, dass das Pro-
blem Zentralstelle ernst genommen
wird und die Zeichen erkannt wurden.
Es ist gut, dass endlich ein Stiftungsrat
mit Know-how an die Sache heran-
geht und das Unternehmen wieder auf
Kurs bringen will. Joss argumentiert
schlüssig und nachvollziehbar und im
Unterschied zu früheren Zentralstel-
le-Luftkissen auch bodenständig-be-
triebswirtschaftlich und stringent. Hof-
fen wir das Beste!

J.

ZS #3/10, zum Text
«Das guck ich, das nicht: Star
Wars, Star Trek»

Star Wars und Star Trek gegeneinander
ausspielen? - Pfui!
Samuel

Der Sexy-Faktor wurde völlig ausser
Acht gelassen. Ok, Carrie Fischer als
spärlich bekleidete Sklavin von Jabba
the Hutt ist sicher ein (einsamer) Höhe-
punkt von Star Wars.
Dagegen gewinnen klar die in sexy, en-
gen Uniformen steckenden kühlen
Schönheiten bei Star Trek...
A.S.

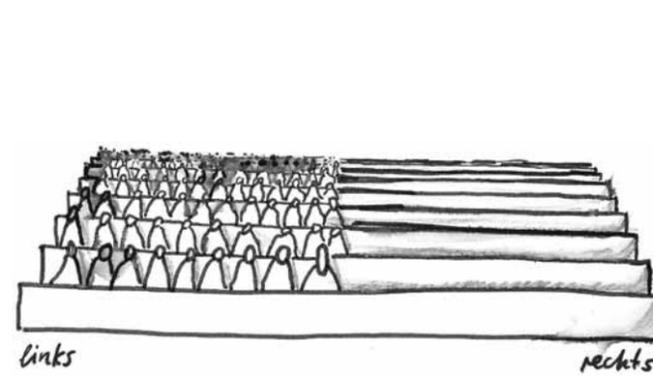
LESERBRIEFE

Wir freuen uns über Reaktionen zu
unserer Zeitung. Kürzere Leserbriefe
haben eine grössere Chance, veröffent-
licht zu werden. Die Redaktion behält
sich vor, ohne Rücksprache Kürzungen
vornehmen. Anonyme Leserbriefe oh-
ne Absender werden nicht publiziert.

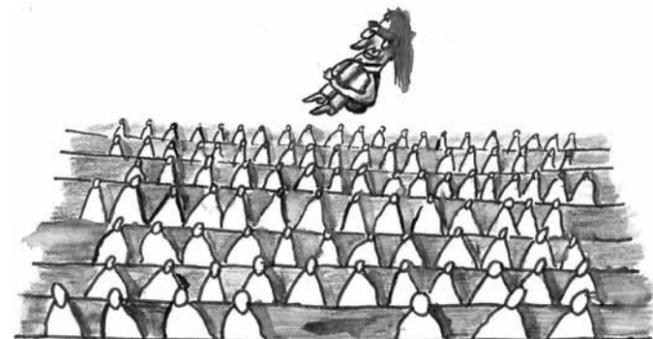
Natürlich können alle unsere Texte
auch auf unserer Homepage kommen-
tiert und diskutiert werden:
www.zs-online.ch

Postadresse:
Medienverein ZS,
Rämistrasse 62
8001 Zürich

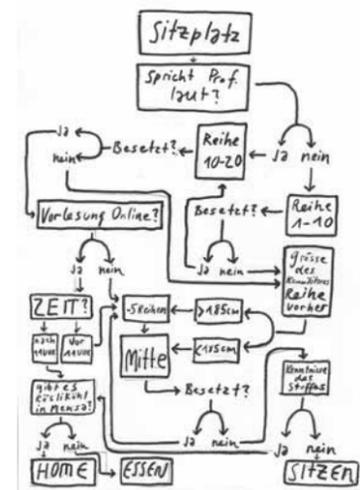
E-Mail:
redaktion@medienverein.ch



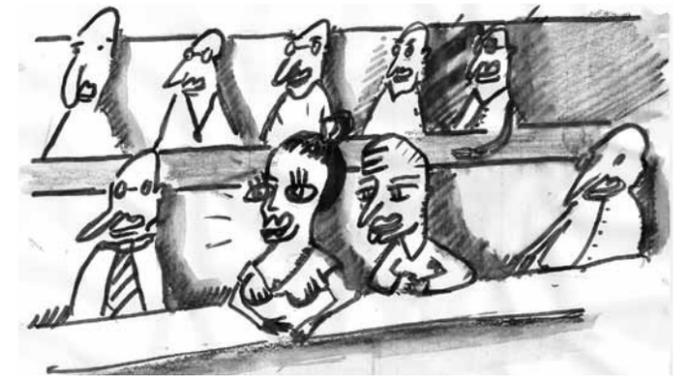
Politologe Nico W. setzt sich immer mitten in die Fraktion...



Ethnologin Daphne J. wiederum legt Wert auf
(transzendente) Übersicht;



Mathematiker Martin E. geht bei der Wahl berechnend vor...



...während Biologe Bruno F. seinen Sitzplatz bisweilen
darwinistisch-selektiv wählt.



Philosoph Ernst K. schliesslich sitzt meistens neben
F. Nietzsche.



...und Romanistin Jessica C. liegt.

Fit im Kopf? 5 × kostenlos testen.



**www.nzz-campus.ch/testen oder SMS mit
Keyword «NZZcampus» und Adresse an 92266.**

**Angebot gilt für alle in der Schweiz Studierenden
mit gültiger Legi. 20 Rappen pro SMS.**

NZZ campus
Fit für Studium und Karriere